

DIE WELTWOCHEN



Wer James Bond wirklich war

Die wahre Geschichte des Geheimagenten hinter der Film- und Romanfigur.
Von Michael Randall

Romney for President

Obamas Herausforderer ist die bessere Wahl.
Von Urs Gehriger


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

4 194407 004900

Glashütte Original – mehr als 165 Jahre deutsche Uhrmacherkunst.

PanoGraph



Glashütte

ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

Der PanoGraph. Vollkommene Proportionen. Das Design des erfolgreichen Säulenradchronographen zeigt sich zeitgemäß in seiner charakteristischen Asymmetrie. Gestaltet entsprechend den Regeln des Goldenen Schnittes, ist der Zeitmesser Ausdruck höchster deutscher Handwerkskunst. Erfahren Sie mehr unter www.glashuette-original.com. Auch laden wir Sie ein, unsere iPhone-Applikation vom App Store herunterzuladen.



GÜBELIN

JUWELEN • UHREN

LUZERN ZÜRICH GENÈVE LUGANO BERN ST. MORITZ BASEL

Intern

Letzte Woche hatte der renommierte Astrophysiker Ben Moore in Zürich einen öffentlichen Vortrag. Der Ansturm war so gross, dass die Veranstaltung in einen grösseren Raum verlegt werden musste. Der Brite ist Professor an der Universität Zürich und hat kürzlich ein hochspannendes, auch für Laien verständliches Buch über Ursprung und Ende unseres Daseins veröffentlicht. Sein Talent, ein breites Publikum für die geheimnisvolle Welt der Astrophysik zu begeistern, macht ihn zu einem Popstar der Wissenschaft. Rico Bandle hat Moore in seiner Zürcher Wohnung getroffen. Auch er war sofort völlig fasziniert, als Moore von



Supercomputer: Astrophysiker Moore.

Ausserirdischen, der Zukunft der Menschheit und selbstgebauten Supercomputern zu erzählen begann. **Seite 32**

Durch einen bekannten Schweizer Künstler, der mit dem britischen BBC-Journalisten Michael Randall befreundet ist, kamen wir über Umwege auf eine Geschichte, die weithin unbekannt, aber von grossem Interesse ist. Der berühmte Filmagent James Bond, der gerade wieder eine Renaissance erlebt, ist nicht, wie es immer heisst, ein fiktives Konglomerat aus Versatzstücken der Spionageliteratur. Es gab für den zähleibigen Staatsangestellten mit der Dienstnummer 007 ein echtes Vorbild: den schillernden britischen Meisterspion Sidney Reilly (1874–1925), eine Legende des Geheimdiensts, Frauenheld, Geschäftsmann und dubioser Verwandlungskünstler, der in den Wirren der russischen Revolution zu einem Machtfaktor aufstieg und mutmasslich an

einem Putsch gegen die kommunistische Regierung mitwirkte. Randall, als Journalist ein Russlandspezialist, erzählt die faszinierende Geschichte jenes Mannes, der die Fantasie des Bond-Autors Ian Fleming beflügelte. **Seite 58**



Das Vorbild für 007: Meisterspion Reilly.

Nach vier Jahren Obama stehen die USA am Abgrund. Weder Terrorismus noch Naturkatastrophen sind heute die grösste Gefahr für die Supermacht, sondern die horrende Staatsverschuldung. Der Präsident hat sein wichtigstes Wahlversprechen gebrochen. Statt das Defizit zu halbieren, hat er es auf 16 Billionen Dollar verdoppelt. Amerika braucht eine neue Kraft. Urs Gehriger schreibt, weshalb Mitt Romney die richtige Wahl ist. Der Weg zum Sieg führt über den sogenannten *highway to heaven*, eine Autobahn, die sich quer durch Florida zieht. Die Bevölkerung entlang dieser Strasse muss gewinnen, wer Präsident werden will. Autor James Breiding, selbst dort aufgewachsen, erklärt, warum. Oder ist es doch wieder die Aussenpolitik, die über die Wahl entscheidet? Immer neue Meldungen über die Ermordung des US-Botschafters in Bengasi werden publik. Unser Kolumnist Hansrudolf Kamer kommt zum Schluss: «Zunehmend entsteht der Eindruck, das Weisse Haus betreibe eine Verschleiерungsoperation, um sich über den Wahltag hinwegzuretten.» **Seiten 21, 44, 48**

Wichtiger Hinweis in eigener Sache: Wegen der amerikanischen Präsidentschaftswahlen verschieben wir nächste Woche unseren Redaktionsschluss um ein paar Stunden. Es kann daher vorkommen, dass einige Abonnenten die Zeitung erst am Freitag erhalten. Für mögliche Verspätungen möchten wir uns jetzt schon entschuldigen. *Ihre Weltwoche*

18
81
meister
COLLECTION



Kanne | Brosche | Schale
Entworfen und hergestellt in den Ateliers von Meister Zürich

18
81
meister
ZÜRICH

Juwelen, Bahnhofstrasse 33, 8001 Zürich
Silber & Tafelkultur, Augustinergasse 17, 8001 Zürich
www.meister-zurich.ch



Palazzo Colombino in Basel

Erstklassige Unterhaltung und erlesene Kochkünste in Basels erfolgreichstem Gourmet- und Variététheater auf der Rosentalanlage. Ein köstliches Amüsement im Spiegelzelt. Profitieren Sie von 20 Franken Rabatt auf Ihr Ticket.

Das traditionsreiche Basler Weihnachts-Variététheater entführt sein Publikum in die Welt der zwanziger Jahre und verwöhnt dabei alle Sinne.

Seit zwölf Jahren zelebriert Thomas Dürr mit Palazzo Colombino die sinnliche Winterzeit auf atemberaubende Weise in unserem nostalgischen Spiegelpalast auf der Rosentalanlage. Denn was erfreut uns mehr als die Lust am Geniessen, Lachen, Staunen – einfach die Lust am Leben.

Im stilvollen, warmen Ambiente präsentieren wir unseren treuen Gästen ein Gesamtkunstwerk aus Show, Musik, Licht, exquisitem Essen und persönlichem Service, wunderbar abgestimmt: So verschmelzen sämtliche Sinne zu einem rauschenden Fest.

Chefkoch Peter Moser vom Restaurant «Les Quatre Saisons» bietet den über 200 Personen pro Abend exzellente Kochkunst auf höchstem Niveau. Auch in dieser Saison präsentiert er mit seinem Team ein Vier-Gang-Gourmetmenü in überraschender Zusammenstellung und höchster Qualität.

Unser Chefkoch wurde 1994 durch den «Gault Millau» mit der Auszeichnung zum Koch des Jahres geehrt. Ein beachtenswerter Höhepunkt in der Karriere von Peter Moser.

Durch den Abend leitet der Conférencier Coperlin. Der versierte Top-Künstler wurde 1983 in Bern geboren und stammt in achter Generation aus einer international bekannten Zirkusfamilie. Sein Vater ist der populäre Bauchredner Willer Nicolodi. Mit in der Palazzo-Familie präsentieren sich John Fealey (Comedian), Marina Nicolodi (Akrobatik), Sheyla Nicolodi (Akrobatik), das Duo Express (Quick Change) und das Trio Caramel (Russischer Barren), Devid Robert Rola Rola (Akrobatik), Tomasz Krol (Pianist) sowie das Herzstück unseres Palazzos, die Singing Waiters.

Folgen Sie uns in eine längst vergangene Zeit – in die Zeit des «Théâtre du Paradis».

www.palazzocolombino.ch

Weltwoche-Spezialangebot

Profitieren Sie an folgenden Abenden von 20 Franken Rabatt:

Dienstag	25.12.2012
Mittwoch	26.12.2012
Donnerstag	27.12.2012
Sonntag	30.12.2012

Preiskategorien:

25./26./30.12.2012:

Innenraum:	Fr. 180.– statt Fr. 200.–
Nischen:	Fr. 150.– statt Fr. 170.–
Mittelkreis:	Fr. 120.– statt Fr. 140.–

27.12.2012:

Innenraum:	Fr. 200.– statt Fr. 220.–
Nischen:	Fr. 170.– statt Fr. 190.–
Mittelkreis:	Fr. 140.– statt Fr. 160.–

Bestellung

Senden Sie Ihre Bestellung per E-Mail an ticket@actentertainment.ch, oder bestellen Sie telefonisch über die Telefonnummer 061 226 90 03.

Tickets und Informationen unter

www.palazzocolombino.ch,
www.actnews.ch und an allen Vorverkaufsstellen von Ticketcorner. Ticketcorner-Hotline 0900 800 800 (Fr. 1.19/Min.)

Ausserirdisch

Ein Abend in St. Gallen. Kurt Imhofs Weltanschauung. Ein seltsamer Film von Ridley Scott.
Von Roger Köppel

Letzte Woche nahm ich an der Hochschule St. Gallen an einem Podiumsgespräch über die wirtschaftspolitischen Erfolgsfaktoren der Schweiz teil. Am Ende waren wir uns in der von links bis rechts durchmischten Runde einig, dass die Schweiz ein fantastisches Beispiel unternehmerischer Anpassungsfähigkeit ist mit einer gewollt schwachen Regierung, an der wir zwar leiden, wobei wir an einer starken Regierung mit Sicherheit noch stärker leiden würden. Zweitens ergab sich Übereinstimmung beim Ausblick auf Europa. Alle Teilnehmer waren überzeugt, dass die EU ihre Schwierigkeiten mittelfristig überwinden werde bei unabsehbaren kurzfristigen Kosten und Krisen. Was mich am meisten überraschte: Der prominente Gewerkschaftsökonom Daniel Lampart gab sich im Gespräch nicht nur als kundiger Befürworter des Jazztrompeters Chet Baker zu erkennen, er verzichtete sogar darauf, die nicht nur in Gewerkschaftskreisen üblichen Beleidigungen gegen die Grossbanken abzufeuern. Im Gegenteil. Lampart bedauerte den Stellenabbau und würdigte den enormen Beitrag der Finanzwirtschaft zum Bruttosozialprodukt der Schweiz, was immerhin den Schluss zulässt, dass es in der Schweiz noch politische Exponenten gibt, die nicht dauernd auf die Banken einprügeln. Die Schweiz ist das einzige Land der Welt, das einen seiner wichtigsten Wirtschaftszweige mit einer an Masochismus grenzenden Lust selber kaputtredet. Dass ausgerechnet ein Gewerkschafter einen Gegenakzent setzt, ist ein Beweis für den unzerstörbaren Wirklichkeitssinn, den unser politisches System auch dort produziert, wo man ihn nie vermuten würde.

Der Zürcher Soziologe Kurt Imhof hat auch in diesem Jahr seinen in der Branche vielbeachteten Bericht über den Zustand des Schweizer Medienwesens herausgebracht. Wie ich irgendwo gelesen habe, ist die *Weltwoche* unter dem nicht schmeichelhaft gemeinten Begriff der «Weltanschauungspresse» eingeordnet, was bei Imhof, immer streng wissenschaftlich, wohl auf den unausgesprochenen Vorwurf hinausläuft, die Zeitung sei weniger durch nachprüfbar Fakten als durch subjektive «Weltanschauungen» geprägt. Imhofs Unterscheidung ist interessant, weil sie unterstellt, dass es Zeitungen ohne «Weltanschauungen» gibt, die entsprechend objektiver und wahrer



Unzerstörbarer Wirklichkeitssinn.

berichten. Hat Imhof recht? Ich arbeite seit 25 Jahren im Geschäft, aber ich habe noch nie einen Journalisten kennengelernt, der sich in seiner Arbeit nicht von einer oder mehreren Arten, die Welt anzuschauen, leiten liess. Jedem Artikel liegt die Weltanschauung des Journalisten oder ein redaktionelles Konzept zugrunde und damit eine bestimmte Art, die Welt zu betrachten.

Nehmen wir nur als Beispiel den politischen Journalismus. Hier gehört es zum Alltag, dass Journalisten Missstände aufdecken und Probleme zum Thema machen. Das Problem definiert sich mathematisch als Differenz zwischen Ist-Zustand und Soll-Zustand, und da man Sollens-Sätze logisch nie aus Ist-Sätzen ableiten kann (Humes Gesetz), braucht jeder Journalist, der kritisch über Probleme berichtet, einen Massstab, mit dem er das «Soll» bestimmt. In der Politik werden Massstäbe hochtrabend als Weltanschauungen bezeichnet. Sie sind unverzichtbar. Es gibt Journalisten, die kritische Artikel schreiben, wenn die Steuern steigen. Andere applaudieren, wenn der Staat die Abgaben anhebt. Viele Journalisten finden es richtig, wenn man die Atomenergie verbietet, andere weisen in ihren Berichten auf die Risiken des Ausstiegs hin. Für die einen ist es in Ordnung, wenn ein Nationalbank-Präsident privat mit Devisen geschäftet, andere sehen darin einen sittenwidrigen Verstoss gegen das Amt. Kein Journalist kommt ohne Kompass aus, weder Bundeshausreporter noch Filmkritiker. Die Frage lautet daher nicht: Weltanschauung, ja oder nein? Die Frage lautet: Welche Art, die Dinge zu betrachten, ist vernünftiger, präziser, schlüssiger als andere? Für Soziologe Imhof gehören zur «Weltanschauungspresse» am Ende einfach jene Zeitungen,

die die Welt etwas anders anschauen als die Zeitungen, die dem Soziologen weltanschaulich näherliegen und daher, aus seiner subjektiven Sicht, natürlich objektiver sind.

Als über Zürich am letzten Wochenende der Schnee hereinbrach, versuchte ich endlich, den letzten Film des hochgeschätzten Regisseurs Ridley Scott auf DVD anzuschauen. «Prometheus» erzählt die Geschichte einer Raumschiffexpedition, die eine Gruppe von Forschern auf einen fernen Planeten führt, auf dem angeblich jene geistig hochentwickelte Zivilisation von Ausserirdischen leben soll, die den Menschen nach ihrem Abbild geschaffen haben. In einem bunkerähnlichen Gebirgstollen treffen die Forscher tatsächlich auf mumifizierte Leichen dieser Ausserirdischen und auf merkwürdige Behälter, aus denen dunkler Schleim quillt. Wie wir später erfahren, handelt es sich bei diesem Schleim möglicherweise, wir wissen es nicht, um einen biologischen Kampfstoff, mit dem die Ausserirdischen die Menschheit, die sie einst geschaffen hatten, wieder auslöschen wollten aus Gründen, die nicht näher erläutert werden. Irgendeine Katastrophe, die uns unbekannt bleibt, hinderte die Ausserirdischen allerdings an der Vollendung ihres Vorhabens. Zum Schluss hin erwacht der letzte, lebendig konservierte Vertreter dieser geistig hochentwickelten Gattung, als ihn ein Roboter, der an der Expedition teilnimmt, aufweckt, weil er den Computer des Ausserirdischen aus unerfindlichen Gründen richtig zu bedienen weiss. Dank einem Sprachprogramm, das die Menschen entwickeln konnten, obschon sie von der Existenz der Ausserirdischen keine gesicherte Kenntnis hatten, gelingt es dem Androiden, den Ausserirdischen freundlich in dessen Sprache anzusprechen. Anstatt sich auf das Gespräch einzulassen, reisst der geistig hochentwickelte, erstaunlich muskulöse Ausserirdische dem freundlichen Roboter aber überraschend den Kopf ab, ehe er die restlichen Expeditionsteilnehmer brüllend und mit blossen Händen umbringt. Warum er das tut, erfahren wir nicht. In einem Interview, das ich zum besseren Verständnis der Handlung nachher las, sagte Regisseur Scott, dass er gerne eine Fortsetzung von «Prometheus» drehen würde, weil im ersten Teil «doch die eine oder Frage offengeblieben» sei. Ich war erleichtert, dass es dem Filmemacher ähnlich ergangen war wie mir.

Kürzlich war der Tag des Sparens. Trotzdem wagen es die Schweizer Bürgerlichen nicht, unsinnige Sportprojekte anzugreifen. Olympia-Milliarden und Millionen für ein Zürcher Fussballstadion werden folgsam abgenickt. Grundsätzlich: Seit wann ist Sport eine Staatsaufgabe? Wehrminister Ueli Maurer sollte das entsprechende Departement abschaffen. Das wäre liberal. Und sparsam.



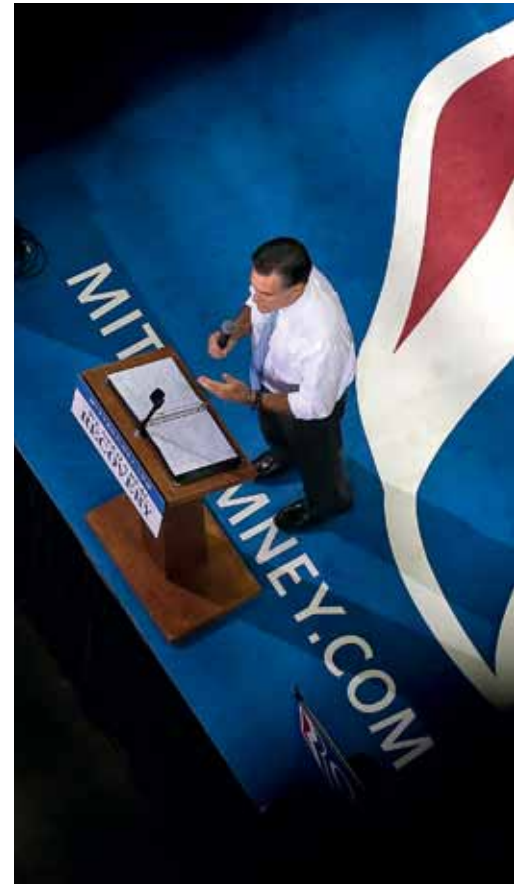
Hollywood-Star: Regisseurin Dunham. Seite 36



Wo ist unser Gold? Währungsreserven. Seite 16



Europas Krisenstaaten: Frankreich. Seite 42



Momentum: Kandidat Romney. Seite 48

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Maurer macht den Ogi

11 Im Auge Li Ning, Turnschuhfabrikant

12 Gesundheit Wenn Ärzte sparen müssen

15 Personenkontrolle Berset, de Weck, Maurer, Fischlin, Mann, Hofstetter, Brunschwig

15 Nachruf Hans Werner Henze, Komponist

16 Goldene Fesseln

Die Schweizerische Nationalbank gibt keine Auskunft darüber, wo die Goldreserven lagern

18 Finanzplatz UBS wird 300 Milliarden kleiner

19 Basel Links-Grüne sind die besseren Bürgerlichen

20 Die Deutschen Courage light: Die Weltwoche knickt ein

21 Ausland Obamas offene Bengasi-Wunde

22 Mörgeli Ungeduldig ins Verderben

22 Bodenmann UBS-Merz bei SRG-Aeschbacher

23 Medien Hitparade der Qualitätsmedien

23 Kostenkontrolle 5,2 Millionen für Energie-Bürokratie

24 Leserbriefe/Impressum

Hintergrund

26 Lausanne trickst Bern aus

Das Bundesgericht setzt faktisch ein Gesetz ausser Kraft, das das Parlament mit grosser Mehrheit beschlossen hat

28 «Waldau»-Skandal Die Wahrheit heisst Lüge

29 Fall Mörgeli Persilschein für eine Intrige

30 Sie nannten ihn Jesus

Nationalrat Balthasar Glättli ist der Mann der Stunde bei den Grünen; der Zürcher will von der SVP lernen

32 «Wir werden Ausserirdische finden»

Der Astrophysiker Ben Moore ist überzeugt, dass die Menschheit fremde Planeten besiedeln muss

36 Sex, wie wir ihn noch nie sahen

Die Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin Lena Dunham ist der neue Liebling Hollywoods

38 Erinnerungen an die CVP

Die Christlichdemokratische Volkspartei ist hundert Jahre alt – Peter Bodenmanns Nachruf auf eine Partei im Sinkflug

40 Norwegen zweifelt an der Quote

Die Zwangsmassnahme hat Firmen vertrieben, Werte vernichtet und den Frauen nicht geholfen

42 Berichte aus der Intensivstation

Die hochverschuldeten europäischen Krisenstaaten melden einschneidende Reformen. Stimmt das?

44 Der Weg zum Sieg

Die Schlüsselfragen vor dem Finale bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen

48 Romney for President

Warum der Herausforderer besser ist als Obama

51 Michelle Obama Serie über Amerikas First Ladies (9)

strellson



SHOP AT STRELLSON.COM





«Ich war immer fasziniert von Saiten»: Jazzmusiker Lee Ritenour. Seite 52

Autoren in dieser Ausgabe

Roger Thiriet



Der Basler war von 1969 bis 1984 als Moderator, Redaktor und Produzent bei Radio und Fernsehen DRS und später für Radio Basilek und die *Basler Zeitung* tätig. In dieser Ausgabe kommentiert der heute 63-jährige Journalist und Politbeobachter den Ausgang der letzten Wahlen in Basel-Stadt. Seite 19

Peter Bodenmann



Der frühere Präsident der SP Schweiz (1990 bis 1997) führt heute in Brig ein Hotel. In seinem Essay schreibt der 60-jährige Sozialdemokrat über die CVP, die letzte Woche hundert Jahre alt geworden ist – und der sein Vater, der ehemalige Ständerat Hermann Bodenmann, angehört hatte. Seite 38

Interview

52 «Dylan wollte, dass ich sofort komme»

Der gutgelaunte kalifornische Gitarrenheld Lee Ritenour, 60, ist einer der vielseitigsten Jazz-Musiker der Welt

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Julia Roberts, Schauspielerin

58 Wer James Bond wirklich war

Der britische Geheimagent Sidney Reilly diente als Vorbild für 007. Frauenheld Reilly riskierte alles, bis er 1925 von den Russen angeblich getötet wurde

62 Top 10

62 Kino «Skyfall»

63 Fernseh-Kritik «G & G Weekend»

64 Keuchende Selbstquälerei

Journalist Matthias Ackeret hat einen vergnüglichen Roman geschrieben

65 Jazz Enrico Rava

67 Klassik Die ersten dreissig Tage des Opernhaus-Intendanten Andreas Homoki

68 Namen «Pink Monday» am Oktoberfest, hochkarätige Referenten im Hotel «Savoy»

69 MvH Meine Bond-Premieren

69 Gesellschaft Entscheidet ein Hurrikan die Präsidentschaftswahlen?

70 Wein Château du Cèdre Cahors 2009

70 Thiel Dopingkontrolle

71 Die Besten Brumm, Schädel, brumm

73 Auto Seat Ibiza ST FR

74 Hochzeit Lisa Grant und Alex Pelling



Ihr Schweizer Gewerbe
in-der-Schweiz-gekauft.ch

Impressum: Verlag/Redaktion | Schweizerischer Gewerbeverband sp | Schanzstrasse 26 | Postfach | 3001 Bern | www.igp-um.ch

"WER MIT 800 KM/H IM 2-METER-ABSTAND
ZU DEN ANDEREN STAFFELFLUGZEUGEN EINSÄTZE
FLIEGT, VERLÄSST SICH AUF DIE CHRONOMETRISCHE
PRÄZISION DES **WELTBESTEN CHRONOGRAFEN.**"



Frédéric Schwebel beherrscht die "Slot"-Rolle im Breitling Jet Team perfekt. Diese schwierigste Staffelposition in der Formationsmitte ohne Ausweichmöglichkeit lässt keine Fehler zu. An seinem Handgelenk trägt er die Chronomat mit dem leistungsstärksten, von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) Chronometer-zertifizierten, vollständig in Eigenregie konzipierten und konstruierten Ausnahmemotor Breitling Kaliber 01. Die ultrarobuste, ultrazuverlässige und bis 500 m superwasserdichte Chronomat besticht zudem durch ihr einzigartiges Design und die beispiellose Detailpflege. Für Frédéric Schwebel ganz einfach der weltbeste Chronograf.

5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE CHF 8690.- unverbindlicher Richtpreis

Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Am Bellevue, Zürich



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Die Liquidität eines Unternehmens kann auf der ganzen Welt arbeiten.

UBS Cash Management.



**«Best Domestic Cash Manager
Switzerland 2012»**
Jetzt beraten lassen:
Telefon 0844 853 002

Cash Management und Zahlungsverkehr sind unser Handwerk seit 1862.

Mit einer Vielzahl an flexiblen und transparenten Lösungen deckt UBS sämtliche individuellen Bedürfnisse bezüglich Cash-Übersicht, Cash-Bewegung, Cash-Anlage und System-Integration optimal ab. Das bestätigt auch das renommierte Fachmagazin

Euromoney, das UBS bereits das vierte Jahr zum «Best Domestic Cash Manager Switzerland» gewählt hat. Vereinbaren Sie einen persönlichen

Termin und lassen Sie sich beraten.

www.ubs.com/cashmanagement



Wir werden nicht ruhen



Maurer macht den Ogi

Von *Andreas Kunz* — Bundesrat Ueli Maurer will die Olympischen Winterspiele ins Land holen. Keine gute Idee, wie die Erfahrungen mit den letzten Austragungen zeigen.



Teurer Traum: Sportminister Maurer (SVP), vierfacher Olympiasieger Simon Ammann.

Sportminister Ueli Maurer (SVP) hat einen Traum: Als alt Bundesrat steht er 2022 auf seinen Langlaufski in St. Moritz neben Kommentator Matthias Hüppi, dannzumal 63. Mit sich überschlagender Stimme schwärmt dieser von einem «Schweizer Wintermärchen» und einem «Ruck», der mit den Olympischen Spielen «durch das ganze Land» gegangen sei. Im Hintergrund sichern Gripen-Kampfflugzeuge den blauen Himmel.

Illusorisch klang jedenfalls Maurers Ankündigung von letztem Wochenende: Für die Austragung der Olympischen Winterspiele 2022 in Davos/St. Moritz soll eine Milliarde Franken Bundesgeld als Defizitgarantie reichen. Die Spiele würden eine «nachhaltige Investition» werden, sagte Maurer der *Sonntagszeitung*. Im Jahr 2022 werde sich dann «schon zeigen, in welchem Bereich der Bund etwas weniger ausgeben wird». Trotz steigender Fiskalquote und ungelöster Euro-Krise weiss der Bundesrat bereits heute, zehn Jahre davor: «Die Schweiz kann sich diese Spiele leisten.»

Der eher zurückhaltende Ueli Maurer klang fast schon wie Adolf Ogi, als dieser die Winterspiele 2006 ins Wallis holen wollte. Im Gegensatz zu den damaligen Spielen, die ein gewaltiges Defizit und ebensolche Naturschäden hinterlassen hätten, soll Olympia in Davos/St. Moritz «klein und fein» werden, betonen

die Organisatoren. Mit ihrem Konzept setzen sie auf eine Abkehr vom «Gigantismus der letzten Jahre». Eine erste «Machbarkeitsstudie» liegt vor: 4,3 Milliarden Franken sollen die Spiele kosten, Tourismus und Gewerbe würden über Jahre hinaus davon profitieren, und das Defizit werde höchstens 1,3 Milliarden Franken betragen.

«Kleines» Defizit, nachhaltige Investitionen, Langzeitwirkung für Tourismus und Gewerbe – es sind die gleichen Träume, die bereits die Veranstalter der letzten Winterspiele hatten. Sie endeten allesamt im Desaster.

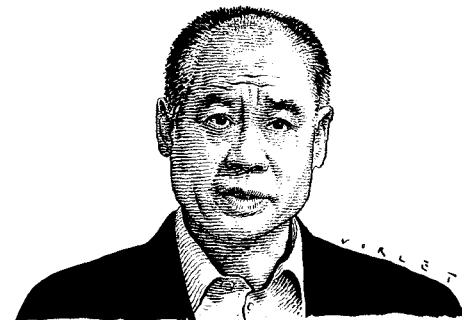
Lillehammer, Norwegen, 1994 — Vierzig Prozent der Hotels gingen nach den Spielen bankrott. Zwei neue, grosse Skianlagen mussten für weniger als einen Dollar verkauft werden. Die Eishockeyhalle ist seit 1999 ohne Eis. Nach über zwanzig Jahren hat Lillehammer die Schulden noch nicht beglichen.

Nagano, Japan, 1998 — Naganos Schuldenberg betrug nach den Spielen 17 Milliarden Franken, die bis ins Jahr 2023 abgetragen werden sollen.

Salt Lake City, USA, 2002 — Das ursprüngliche Budget (839 Millionen Franken) war fast

»» Fortsetzung auf Seite 12

Akrobat Vogelmensch



Li Ning, Turnschuhfabrikant.

Die Welt staunte über seine Zirkusnummer zur Eröffnung der Olympischen Spiele 2008, als er, an unsichtbaren Drähten hängend, durch das «Vogelnest»-Stadion von Peking schwebte und das Feuer entzündete – ein unbezahlbarer Marketing-Gag in eigener Sache, zum riesigen Ärger des offiziellen Olympiasponsors Adidas. Danach stieg der Li-Ning-Aktienkurs rasant. Denn der gelenkige Vogelmensch, der 1984 in Los Angeles als Kunstturner sechs Medaillen gewonnen hatte, drei davon in Gold, und als «Prince of Gymnastics» gefeiert wurde, war inzwischen ein Turnschuhfabrikant und der bekannteste Kapitalist Chinas geworden. Nach Beendigung seiner Karriere war er für das kommunistische Reich der Mitte selbst als studierter Jurist nicht mehr von Nutzen gewesen und in eine Limonadenabfüllstation abgeschoben worden. 1989 machte er sich selbständig als Freizeitmode- und Sportschuh-Hersteller, seit 2004 ist die Li Ning Company an der Börse in Hongkong kotiert. Das Unternehmen beschäftigt 3700 Angestellte und beliefert über 8000 Verkaufsstellen.

Doch der Werbeglanz seines eigenen Namens verblasst, während die überlegene westliche Konkurrenz mit Leuchtfiguren wie Messi, Ronaldo und Usain Bolt Terrain gewinnt. Die Lager überquellen von unverkäuflichen Ni-Kollektionen, der Gewinn sank um 85 Prozent, der Börsenkurs brach um zwei Drittel ein. In China schwächelt die Konjunktur. Lis Exporte erreichten ohnehin nie mehr als drei oder vier Prozent der Produktion, obwohl er in den USA über einen Sponsoringvertrag mit der mächtigen Basketball-Liga NBA Fuss zu fassen versuchte. In der Not erfand der Akrobat, mittlerweile 49, eine neue Trapeznummer. Er verkaufte 25 Prozent des Aktienkapitals an eine dahindümpelnde unbekanntere Firma namens Viva China Holdings, die sich mit Talent-Management befasst – sie gehört ihm selber und seinem Bruder, und die Aktie sprang, als die Nachricht letzte Woche publik wurde um über achtzig Prozent in die Höhe. Zauberverhafter Kapitalismus.

Peter Hartmann

genauso hoch wie das nachmalige Defizit (605 Millionen Franken).

Turin, Italien, 2006 — Bei der Kandidatur waren 600 Millionen Franken Steuergelder budgetiert – am Ende musste das Volk für vier Milliarden aufkommen. Wo früher Wälder und Wiesen standen, verrottet heute eine 54 Millionen Franken teure Biathlon-Anlage. Allein der Abbruch der Bobbahn würde 264 Millionen Franken kosten (inklusive Entsorgung von 48 Tonnen Ammoniak).

Vancouver, Kanada, 2010 — Eine Milliarde Franken Schulden nach den Spielen. Die angeblich «grünsten Spiele, die es je gab» hinterliessen ein ökologisches Desaster (über 100 000 gefällte Bäume). Dem Wintersportort Whistler, wo die Alpin-Rennen stattfanden, droht die Zwangsversteigerung. 2003 stimmten 53 Prozent für die Spiele, heute wären es weniger als die Hälfte, Tendenz fallend.

Tatsächlich gibt es in der Geschichte der Olympischen Winterspiele kein Beispiel, bei dem sich der Anlass für die Region nachweislich gelohnt hat. Stets waren die Defizite um ein Vielfaches grösser als geplant – und die gern gepriesene Nachhaltigkeit löste sich in Luft auf. Dass die Schweiz als erste Nation der Geschichte dieses Wunder schaffen soll, darf bezweifelt werden.

Die Zahl der Sportarten und Athleten wird bis 2022 weiter zunehmen (allein von 1988 bis 2011 stieg die Teilnehmerzahl von 1423 auf 2629). Pisten, Loipen, Sprungschanzen, Eishockey- und Eisschnelllaufstadion müssten neu gebaut werden, und auch für «kleine und feine» Spiele braucht es im engen Bündnerland weitere Hotels und Zufahrtswege.

Gigantismus ist programmiert

Falls im Frühjahr das Bündner Stimmvolk das Projekt unterstützt, wird im Sommer das Parlament über eine mögliche Kandidatur entscheiden, bevor das Internationale Olympische Komitee (IOC) im Juli 2015 die Spiele vergeben wird. Spätestens dann wird Ueli Maurer wohl aus seinem Traum erwachen – wie damals Adolf Ogi bei der Vergabe der Spiele 2006 nach Turin. Denn das IOC hat keinen Grund dazu, seinen Gigantismus einzuschränken. In Sotschi 2014 (Budget: 14 Milliarden Franken) wird der Verband so viel verdienen wie noch nie in der Geschichte der Olympischen Winterspiele. Dank TV-Geldern und einem Knebelvertrag mit dem Veranstaltungsort.

Bis heute hat das Bündner Olympia-Projekt fünf Millionen Franken gekostet. Eine Kandidatur kostete dreissig Millionen. Schon dies ist für einen Traum ziemlich viel.

Gesundheit

Wenn Ärzte sparen müssen

Von Alex Reichmuth — Bundesrat Berset will den Zulassungsstopp für Arztpraxen wieder einführen. Es gibt eine bessere Lösung: das Auktionsmodell des Thinks Tanks Avenir Suisse.

Es war eine Bankrotterklärung: Gesundheitsminister Alain Berset (SP) gab letzte Woche bekannt, dass der Bundesrat wieder zum Zulassungsstopp für neue Arztpraxen zurückkehren will. Ab April 2013 sollen Spezialärzte wie Urologen, Orthopäden oder Psychiater nur noch dann neue Praxen eröffnen dürfen, wenn die Kantone dafür einen Bedarf sehen. Der Zulassungsstopp galt bereits seit 2002 bis Ende letzten Jahres. Seit der Aufhebung haben über 1500 Spezialärzte eine Zulassungsnummer gelöst – mehr als doppelt so viele wie in der gleichen Periode des Vorjahrs. Über vierzig Prozent der Ärzte, die neu die Berechtigung für eine Praxis haben, sind Ausländer. Deutsche Ärzte machen dabei etwa die Hälfte aus. Ein solches Plus an neuen Arztpraxen ist zu viel für Berset. Denn jede weitere Praxis belastet die Prämienzahler mit zusätzlichen Kosten von etwa einer halben Million Franken, wie der Krankenkassenverband Santésuisse errechnet hat.

Der Zulassungsstopp ist alles andere als die ideale Lösung. Er teilt die Ärzteschaft in zwei Klassen: Die einen haben eine Praxisbewilligung und können zu Lasten der Krankenkassen abrechnen – egal, ob sie kostengünstig arbeiten oder nicht. Die anderen haben keine Bewilligung und damit auch keine Chance, ihre Wirtschaftlichkeit zu beweisen. Ein Kostenwettbewerb unter Ärzten fehlt also völlig.

Zwar gäbe es die Möglichkeit, den sogenannten Kontrahierungszwang aufzuheben. Damit wären die Krankenkassen nicht mehr verpflichtet, mit allen Arztpraxen abzurechnen, sondern könnten besonders teure Praxen aussen vor lassen. Doch die Aufhebung des Kontrahierungszwangs ist nicht nur politisch chancenlos, sondern würde neue Probleme schaffen: Insbesondere bekämen die Krankenkassen als Einkäufer im Gesundheitswesen grosse Macht. Es müsste zumindest sichergestellt werden, dass sie diese Macht kompetent und verantwortungsvoll ausüben.

Zwei Probleme auf einmal gelöst

Es gibt eine bessere Lösung: das sogenannte Auktionsmodell, wie es die Denkfabrik Avenir Suisse propagiert. Dieses Modell kommt zwar ebenfalls nicht ohne staatliche Planung aus. Aber immerhin findet ein gewisser Kostenwettbewerb unter den Ärzten statt. Das Modell sieht vor, dass die Kantone wie beim Zulassungsstopp die Zahl der Arztpraxen für eine bestimmte Region festsetzen. Diese Praxis-konzessionen werden jedoch alle paar Jahre in einer öffentlichen Auktion versteigert. Eine staatliche Regulierungsbehörde offeriert dort zu Beginn einen Behandlungstarif, der zum Beispiel zwanzig Prozent unter dem bestehenden Tarif liegt. Finden sich nicht genug Ärzte, die bereit sind, zu diesem Tarif zu arbeiten, wird dieser sukzessive erhöht – bis alle Konzessionen weg sind. Voraussetzung ist ein Bewertungssystem wie Tarmed, das alle ärztlichen Leistungen durch ein Taxpunktsystem vergleichbar macht.

Das Auktionsmodell löst zwei Probleme auf einen Streich. Erstens gibt es keine diskriminierende Unterteilung der Ärzte mehr in Insider und Outsider: Jeder Arzt kann eine Praxiskonzession bekommen – wenn er entsprechend kostengünstig arbeitet. Zweitens lassen sich auch Ärzte finden, die in einer unterversorgten Randregion eine Praxis betreiben – wenn der Tarif entsprechend hoch ist. Namentlich könnte man das Problem der fehlenden Hausärzte in Land- und Bergregionen entschärfen.

Das Parlament muss entscheiden, ob es zum Zulassungsstopp mit all seinen Nachteilen zurückkehren will. Es könnte dem Bundesrat stattdessen den Auftrag geben, das Auktionsmodell zu prüfen. Der entsprechende Vorstoss wurde bereits durch Nationalrat Ignazio Cassis (FDP) eingereicht.



Rat aus der Denkfabrik: Bundesrat Berset.

Wir versprechen Lisa, bis 2015 über 200 000 Kinder und Jugendliche für Umweltthemen zu sensibilisieren.

Die Migros unterstützt das Umweltbildungsprogramm des WWF Schweiz und hilft so, die Jugend einen bewussten Umgang mit der Natur zu lehren. **Mit diesem und zahlreichen weiteren verbindlichen Versprechen engagieren wir uns für die Generation von morgen.**

Mehr auf generation-m.ch

GENERATION M

MIGROS

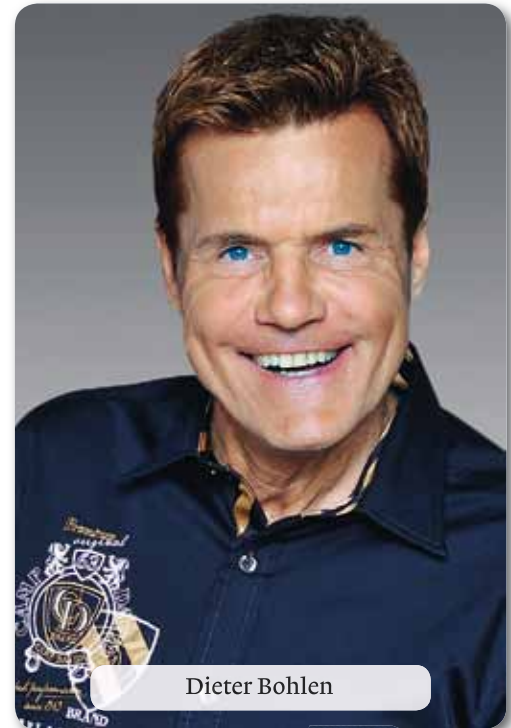
Ein **M** besser.



Prof. Dr. Sita Mazumder



Prof. Dr. h. c. Hans-Olaf Henkel



Dieter Bohlen

Entrepreneurship und Unternehmertum

11. Internationales Alpensymposium

Treffen Sie am 11. Internationalen Alpensymposium faszinierende Persönlichkeiten, und erfahren Sie aus erster Hand mehr über Lösungen für brennende wirtschaftliche und unternehmerische Probleme.



Europa ist weit von einer Bewältigung der Finanz- und Wirtschaftskrisen entfernt, die USA treten an Ort und Asien bleibt vorderhand der Motor der Weltwirtschaft. Mehr denn je braucht es also hierzulande mutige Unternehmer, die visionär und innovativ wirtschaftlich erfolgreiche Projekte lancieren. Sie sind bereit, Verantwortung zu übernehmen und geben nicht auf, wenn mal ein Vorhaben scheitert. Das 11. Internationale Alpensymposium präsentiert am 15. und 16. Januar 2013 in Interlaken spannende und erfolgreiche Unternehmer und gibt Ihnen die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen. Sie treffen mutige Menschen wie Philipp M. Hildebrand, Karl-Theodor zu Guttenberg, Dieter Bohlen oder Benjamin Zander – eckig und kantig, erfolgreich, gescheitert und wieder hochgekommen! Moderiert wird das Alpensymposium an beiden Tagen wieder von Stephan Klapproth.

Referenten

Prof. Dr. Sita Mazumder:

Entrepreneurship reloaded – Unternehmertum gestern und morgen

Dani Nieth:

Arbeit ist Spiel

Reto Schnyder:

Little things with big impact

Prof. Dr. h. c. Hans-Olaf Henkel:

Globalisierung einmal anders.

Was passiert mit Europa, wenn der Euro stirbt?

Die Zukunft der Schweiz in Europa

Karl-Theodor zu Guttenberg:

Globale Trends, Medien & Machtverschiebungen – und politische Lähmung?

Georges T. Roos:

Future-Portfolio: Die sechs grössten Zukunftschancen – Die sechs grössten Zukunftsrisiken

Henrik Fisker:

Das Zukunftsauto – Fahren mit Strom

Benjamin Zander:

Dirigieren eines Orchesters – Führen eines Teams

Dieter Bohlen:

Der Bohlen-Weg

Dr. Philipp M. Hildebrand:

Risiko und Chancen in der globalen Wirtschaft – Die Zukunft des globalen Bankings

Weltwoche-Spezialangebot

11. Internationales Alpensymposium

Dienstag, 15. Januar und Mittwoch, 16. Januar 2013

Teilnahmegebühren zzgl. MwSt.:

Package-Preis für Abonnenten: Fr. 1495.–

Package-Preis ohne Abo: Fr. 1625.–

Das Spezial-Arrangement beinhaltet:

- Eine Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken
- Freie Nutzung des Hallenbads und Spa mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 11. Internationalen Alpensymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (15. Januar 2013) inklusive Tischgetränke

Veranstaltungsort:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken

Anmeldung und weitere Informationen:

www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim

Veranstalter: Telefon 044 718 48 00

E-Mail: janin.heukamp@alpensymposium.ch

Bitte geben Sie bei der Anmeldung Ihre

Abonummer bekannt.

Personenkontrolle

Berset, de Weck, Maurer, Fischlin, Mann, Hofstetter, Brunschwig

Der von Linken und Linksfreisinnigen geführte Verein «Unser Recht» versteht sich als Pressure-Group zur Anpassung des Schweizer Rechts an internationale Vorstellungen und zur Bekämpfung von Volksinitiativen, die im Ausland nicht gern gesehen werden. Mehr als erstaunlich ist, dass gemäss offizieller Mitgliederliste auch ein gewisser **Alain Berset** aus Belfaux FR sich für diese politisch hoch umstrittenen Ziele engagiert. Seit bald einem Jahr ist Berset Bundesrat. Als solcher kann er dem Verein, der gemäss Selbstdeklaration seine «Netzwerk»-Aktivitäten eng «auf die Zeitpläne für Beschlüsse in Bundesrat und Parlament» abstimmt, ganz



Umstrittene Ziele: Bundesrat Berset (SP).

präzise zudienen. Für die publizistische Umsetzung sorgt dann SRG-Generaldirektor **Roger de Weck**, den «Unser Recht» ebenfalls weiterhin als Mitglied führt. (upe)

Dass Bundesrat **Ueli Maurer** am 12. November als prominentester Redner am Berner Marketing-Tag auftritt, erstaunt den Fachmann. Dass er neben einem Raubtierdompteur und Gedankenleser zum Thema «No risk, no fun» spricht, verblüfft auch Laien. Tatsächlich preist Maurer weder den Gripen-Kauf noch das Nachrichtendienst-Debakel (beides Geschäfte mit viel Risk ohne Fun), sondern als Sportminister die Schweizer Olympiakandidatur, die er als «Pioniertat» und Akt gegen das Jammern der Touristiker rühmen wird. (upe)

Wenn er vor der Klimakatastrophe warnt, lässt sich ETH-Titularprofessor **Andreas Fischlin** gerne als Friedensnobelpreisträger feiern. Denn 2007 ging die hohe Auszeichnung an den Klimarat IPCC, zu dessen Reporten er beitrug. Deshalb schmückt der Klimaforscher mit dem Zertifikat, das ihn als Nobelpreisträger ausweist, auch seinen Lebenslauf. Was es damit auf sich hat, stellte sich jetzt im Fall eines prominenten Kollegen heraus. US-Professor **Michael Mann** steuerte zum IPCC-Report die



Zertifikate à discrétion: Klimaforscher Fischlin.

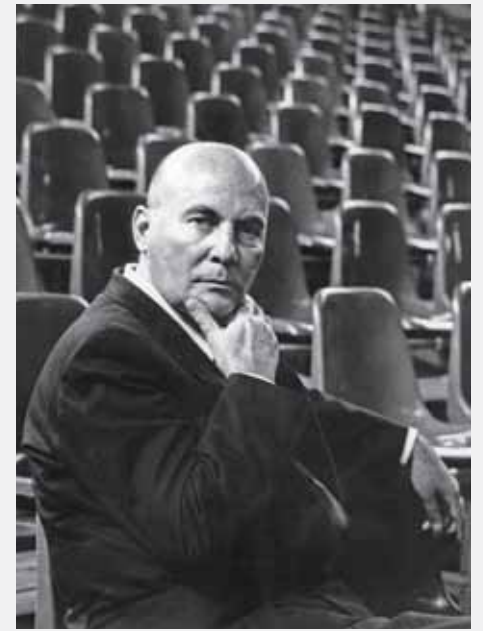
berühmte Grafik mit dem Hockeyschläger bei, die den Klimawandel belegen sollte. Gegen Artikel, die seine – inzwischen widerlegte – Grafik anzweifeln, wehrt er sich mit Verleumdungsklagen, weil er seine Ehre als Nobelpreisträger verletzt sieht. Ein Journalist erkundigte sich beim Komitee in Oslo und bekam zur Antwort: Michael Mann ist nicht Nobelpreisträger und hat kein Zertifikat erhalten. Das Papier stammt vom als Institution preisgekrönten IPCC, der den Beteiligten à discrétion Zertifikate verteilte. (sär)

Mit Sprüchen wie «Ich habe es satt, dass wir Schweizer im eigenen Land dauernd die Neger sind» hat sich der dunkelhäutige SVP-Politiker **Naveen Hofstetter** in die Schlagzeilen gebracht. Hofstetter, der in Indien geboren und von Schweizer Eltern adoptiert wurde, wettet gerne über Ausländer und isst lieber Geschmetzeltes als Curry. Selbst einen Skinhead hat er, so will es eine Legende, mit seiner patriotischen Haltung zum Weinen gebracht. Doch was meint die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus zu solchen Reden? «Die Aussage «Wir sind die Neger» ist tendenziell als rassistisch zu werten, weil damit eine stark negative Konnotation erfolgt, die von der Zeit des Kolonialismus geprägt ist», sagt EKR-Präsidentin **Martine Brunschwig Graf** (FDP). Dass Hofstetter selber dunkelhäutig ist, spiele dabei keine Rolle. Eine Strafanzeige muss die «dunkle SVP-Perle von Rothrist», wie Hofstetter bereits genannt wird, nicht fürchten: Die Gerichte haben in ähnlichen Fällen bisher von Verurteilungen abgesehen. Sein Ziel, der erste schwarze Grossrat des Aargaus zu werden, hat Hofstetter aber klar verpasst. (Is)



Lieber Geschmetzeltes: SVP-Politiker Hofstetter.

Nachruf



Weltläufig und produktiv: Komponist Henze.

Hans Werner Henze (1926–2012) — Am Anfang seiner Karriere habe er einen Preis bekommen, der mit 25 000 DM dotiert war. «Und was habe ich mit dem Geld gemacht?», fragte er mit unverhohlenem Vergnügen an sich selbst. Eine schicke Weste habe er sich gekauft, mit Brillantknöpfen, er, ein abgebrannter, junger Komponistenschnösel. Darauf war er stolz, Hans Werner Henze liebte Wege, die von der Norm abweichen. Mahler war für ihn der wichtigste Komponist des 20. Jahrhunderts – in den fünfziger, sechziger Jahren eine Provokation. Damals herrschte eine jakobinische Strenge unter den Kollegen, die mit konsequenter Unerbittlichkeit hermetisch-dröge Klangexerzitien konstruierten, die das Musikpublikum zunehmend befremdeten.

Fidel-Castro-Fan und Rudi-Dutschke-Freund Henze galt in Avantgardekreisen als ein von bürgerlichem Firlefanzen korumpierter Salonkommunist, der mit seiner Lust an sinnenfrohen Orchesterfarben nicht weiter ernst zu nehmen sei. Ihn selbst liess das kalt, er bekannte sich zu seiner Homosexualität, schrieb erfolgreich Opern und sogar Sinfonien, inszenierte gelegentlich selbst (und gar nicht mal schlecht!) und lebte als weltläufiger und produktiver Starkkomponist in Italien, wo er in der Toskana sogar eine bis heute jährlich durchgeführte «Internationale Kunst-Baustelle» für den Nachwuchs gründete. Sein gesamtes Schaffen umfasst 130 Werke. Bis zuletzt hat er komponiert, öffentlich verehrt wie vor ihm nur Richard Strauss. Am vergangenen Samstag starb Henze im Alter von 86 Jahren in Dresden. *Thomas Würdehoff*

Goldene Fesseln

Von Urs Paul Engeler — Alarmierte europäische Zentralbanken informieren und sichern ihre Goldreserven. Nur die Schweizerische Nationalbank schweigt und mauert, arrogant wie gehabt, auf die Frage, wo das Volksvermögen lagert.



1536 Tonnen Gold, tief unter Manhattans Boden: Federal Reserve Bank in New York.

1965 – in den Kinos jagte damals der britische Agent James Bond den «Goldfinger» – schickte General Charles de Gaulle seine Kriegsmarine (ein U-Boot, wie kolportiert wurde) über den Atlantik, um die Goldreserven der Banque de France heimzuholen. Woche für Woche sollen auf diesem und auf anderen Wegen zehn Tonnen Gold aus New York, von den Tresoren der US-Notenbank, der Federal Reserve Bank (Fed), nach Paris verfrachtet worden sein.

Der französische Präsident, der die Golddeckung seiner Währung anpeilte («die einzige unanfechtbare Basis», predigte er) und die Nationalbank-Reserven in Gold auf über 90 Prozent schraubte, bezeichnete es als unerträglich, dass Frankreichs Werte «dem Zugriff einer fremden Macht preisgegeben» werden könnten. Kurz: Der General traute den Amerikanern, seinen früheren Verbündeten, nicht.

Das Ziel, den Goldstandard wieder einzuführen, verfehlte de Gaulle allerdings, auch die Dominanz der schwindsüchtigen Weltwährung Dollar konnte er nicht brechen. Aber mit dem Handstreich gelang es, das französische Volksvermögen selbstverwaltet im eigenen Land zu sichern und einzubunkern – und ein Stück Unabhängigkeit zu gewinnen. Bis vor kurzem wurde dieser spektakulärste Goldtransfer, der noch keine Nachahmer gefunden hat, als populistischer Aktivismus zwischen Paranoia, Nationalismus und Antiamerikanismus belächelt.

Wo ist das Gold?

Doch plötzlich ist die Forderung, das Gold heimzuholen, in Europa, auch in der Schweiz, wieder aktuell. Die helvetische Volksinitiative «Rettet unser Schweizer Gold!», die ein SVP-nahes Komitee vor gut einem Jahr lanciert



Gold im U-Boot: General de Gaulle.



«Rettet unser Schweizer Gold!»: Politiker Schliker.

hatte, vermochte zwar noch keine hohen Wellen zu werfen. Der unaufhaltsame Zerfall des Euro, die frivole Schuldenwirtschaft dies- wie jenseits des Atlantiks und der liederliche Umgang mit nationalen Vermögenswerten haben in der Zwischenzeit die Europäer beunruhigt. Sie fürchten, dass bei einem Crash der hochverschuldeten USA das Volksvermögen, das in Form von Gold zum grossen Teil in Übersee eingelagert ist, verloren sein könnte. Mit der heftigen Debatte in Deutschland (und der Reaktion in Österreich) ist die Frage nach der Lagerung, der Kontrolle und der Verfügbarkeit der nationalen Goldreserven zu einem erstrangigen Politikum geworden: Wo ist das Gold? Und ist es überhaupt noch vorhanden?

Vor drei Wochen hat der Bundesrechnungshof die deutschen Bürger, Medien und Politiker aufgeschreckt. In einem – über einige Seiten eingeschwärzten – Prüfbericht hatten

die Aufseher bemängelt, dass die Deutsche Bundesbank in ihrer Bilanz zwar Goldreserven im Umfang von 3396 Tonnen (im Wert von gut 150 Milliarden Euro) führe, jedoch nicht nachweisen könne, wo diese Barren lagerten und ob sie noch verfügbar seien. Denn in den letzten fünfzig Jahren seien die durch Handelsbilanzüberschüsse sukzessiv angehäuften Goldbestände im Ausland gar nie überprüft worden. Der Zugriff auf das Volksvermögen, so die politische Folgerung, sei nicht mehr gewährleistet.

Kein Zutritt in die Bunker

Tatsächlich hat die amerikanische Fed sich stets hartnäckig geweigert, ausländische Kontrolleure in ihre Bunker steigen und nachzählen zu lassen. Sogar einer Delegation deutscher Abgeordneter wurde vor einigen Jahren die Ausgangstür gezeigt. «Angesichts des hohen Werts der bei ausländischen Notenbanken gelagerten Goldbestände und der Tatsache, dass diese noch nie aufgenommen wurden», fordert der deutsche Rechnungshof darum zumindest regelmässig Stichproben.

Der Druck wirkte. Hatte die Bundesbank bis dato sämtliche offiziellen Anfragen nach dem Ort ihrer ausländischen Goldstätten abgeschmettert, so machte sie letzte Woche gleich eine dreifache Kehrtwende. Zuerst veröffentlichte sie detaillierte Zahlen: Fast die Hälfte

(Gegensatz zu Frankreich) keine Dollars mehr in Gold tauschen und – dies als logische Folge – seine Reserven in New York belassen werde. Die USA nutzen ihre Macht als von niemandem kontrollierte Goldhüter der Welt ohne Rücksicht aus. Peter Bakstansky, Vizepräsident und Pressechef der Fed, erklärte 1997 stolz bis einschüchternd: «Wir haben hier 700 000 Goldbarren, die Währungsgoldreserven von insgesamt sechzig Ländern. Hier befindet sich der grösste Goldschatz der Erde.»

Gold gibt Macht gibt Missbrauch, möglicherweise auch gegenüber der Schweiz, die mit den USA in einem veritablen Banken-

Gold gibt Macht gibt Missbrauch, möglicherweise auch gegenüber der Schweiz.

Steuer- und Wirtschaftskrieg steht. Zwar bezeugt das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen, dass die USA das Schweizer Gold, das sie verwahren, in den Verhandlungen «nie» als Druckmittel eingesetzt hätten. Doch um der Schweiz goldene Fesseln anzulegen, eignen sich die Vermögenswerte der Schweizerischen Nationalbank (SNB) alleweil. Wie viele der 1040 Tonnen Gold (Wert: rund 57 Milliarden Franken) in den USA lagern, gibt die intransparente SNB nicht bekannt. So, als

die USA keine ausländischen Aufseher in ihren Tresoren duldeten, also auch keine schweizerischen. Trotzdem macht die Nationalbank keine Anstalten, an diesen unklaren Zuständen etwas zu ändern. Die einzig erkennbare Aktivität in den letzten Jahren war, dass sie 1550 Tonnen Gold, also fast zwei Drittel des ursprünglichen Bestandes, zu tiefen Preisen auf den Markt geworfen hat. Heute wären sie über 85 Milliarden Franken wert.

Die Geheimpolitik um das Gold könnte sich unter dem Druck der Initiative «Rettet unser Schweizer Gold!» ändern. Alt SVP-Nationalrat Ulrich Schlüer, Koordinator der Unterschriftensammlung, erklärt, dass die notwendige Zahl noch in diesem Jahr erreicht und das Begehren im Januar eingereicht werde: «Die Entwicklung in Europa hilft uns sehr.» Die Initiative verlangt erstens den Stopp der Goldverkäufe: Das Gold sei «heute fast noch der einzige wirklich werthaltige Aktivposten in der Nationalbank-Bilanz». Zudem sei – in direkter Nachfolge de Gaulles – alles im Ausland gelagerte Nationalbank-Gold «zurück in die Schweiz» zu transportieren. Schliesslich müsse die SNB «mindestens zwanzig Prozent ihrer Aktiven in Gold halten».

Internationale der Schuldentreiber

Über den neuen (politischen) Wert des Goldes machen die Jünger von John Maynard Keynes

Investitionen, bei denen Sie nur eines verlieren können. Ihr Herz.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

der goldenen Reserven, nämlich 1536 Tonnen, sei in den USA, in den Tresoren der Fed, nicht etwa in Fort Knox, sondern tief unter Manhattans Boden. 450 Tonnen horte die Bank of England und 374 Tonnen die Banque de France in Paris. Den Rest, 1036 Tonnen, verwahre die Bundesbank in eigenen Panzerschränken. Dann versprach sie, künftig auch in den USA Kontrollen anzustreben. Und schliesslich kündigte sie an, kleine Teile ihres Goldes, drei Mal 50 Tonnen, aus New York abzuführen.

Mehr lassen die USA offenbar nicht zu, die sich auf ein Versprechen des früheren Präsidenten der Bundesbank, Karl Blessing, berufen, dokumentiert im sogenannten Blessing-Brief von 1967. Als in den 60er Jahren die Amerikaner mehr Geld für ihre in Deutschland stationierten Truppen forderten und Bonn nicht zahlen wollte, pressten die USA das Zugeständnis ab, dass Deutschland (im

ob sie die Herrin über das Volksgold wäre und nicht nur dessen Verwalterin, geht sie auch auf neun detaillierte Fragen der *Weltwoche* nach der Kontrolle und der Verfügbarkeit des Edelmetalls nicht einmal ein. Statt einer anständigen Antwort schickt sie einen Link zu einer ebenso altbekannten wie nichtssagenden Stellungnahme zu einem kritischen Vorstoss von SVP-Nationalrat Lukas Reimann vom März dieses Jahres.

Im Gegensatz zu ihren europäischen Nachbarn – und auch im Gegensatz zum entlassenen und darum wenig vertrauenswürdigen Ex-SNB-Präsidenten Philipp Hildebrand – dürfen die Schweizer Bürger somit weiterhin nicht wissen, welche Teile des Volksvermögens in welchen Ländern lagern, wer die Bestände kontrolliert (die SNB verweist nur auf namentlich nicht bezeichnete und nie veröffentlichte «Drittbestätigungen») und ob diese Werte tatsächlich frei verfügbar sind. Fakt bleibt, dass

sich lustig. Sie haben sich in der neuen Internationalen der Schuldentreiber vereinigt, die von ganz links bis zur Spitze der Europäischen Zentralbank (EZB) reicht. Erbsenzähler seien da am Werk, die anachronistischen Vorstellungen huldigten. Denn das Gold, sei es nun in New York oder sonst wo auf der Welt versteckt, sei schlicht «irrelevant», um dann unlogisch fortzufahren, die Bindung der Währung ans Gold verunmögliche Interventionen in Krisenzeiten.

Tatsächlich ist eine Korrelation zwischen der Goldmenge und der Währung nicht belanglos, sondern ein Disziplinierungsmittel für mehr Stabilität. Staaten könnten sich nicht länger – nicht gedecktes Geld à discrétion «erschaffend» – beliebig verschulden, um zu Lasten nachfolgender Generationen künstliches Wachstum herbeizuzaubern. Der Kampf ums Gold ist auch ein Kampf um eine solide Wirtschaftspolitik. ○

UBS wird 300 Milliarden kleiner

Von Florian Schwab — UBS-Chef Sergio Ermotti vertritt energisch die Schrumpfkur der Bank. Die Politik lasse seinem Unternehmen keine andere Wahl.



«Beschleunigung» der Strategie: UBS-CEO Ermotti.

Rund hundert Wertpapierhändler der UBS-Investmentbank in London erlebten am vergangenen Dienstag eine böse Überraschung. Als sie am Morgen ihr Büro betreten wollten, funktionierte der Zugang nicht. Ihre persönlichen Habseligkeiten, in einem Beutel verpackt, mussten sie von der Personalabteilung entgegennehmen: Sie waren entlassen. Etwa zur gleichen Zeit trat UBS-Chef Sergio Ermotti in Zürich vor Investoren und Medien und erklärte den Strategiewechsel der Grossbank.

Nun sind hochbezahlte Investmentbanker normalerweise keine Personengruppe, die öffentliches Verständnis oder gar Mitleid zu erwarten hat. Trotzdem ging in der Schweiz sofort der Sturm der Entrüstung weiter, den der *Tages-Anzeiger* bereits vor gut zwei Wochen mit der dann noch unbestätigten Meldung angefacht hatte, die UBS plane, 10 000 Mitarbeiter zu entlassen.

UBS-Chef Sergio Ermotti sprach noch zu den Medien, da geisselte SP-Präsident Christian Levrat auch schon den «Kahlschlag auf dem Rücken des Personals». SP-Jungstar Cédric Wermuth empfindet die Entlassungen und den «Kapitalismus» insgesamt als «so was von krank».

Moderater war der Bankenpersonalverband, eine Art Banker-Gewerkschaft, der die Umstrukturierungen bei der UBS im Prinzip be-

grüsste und lediglich darauf drang, auf «vorschnelle Entlassungen» zu verzichten. Ende 2007, vor dem Ausbruch der Finanzkrise, hatte die UBS weltweit 83 560 Mitarbeiter. Derzeit sind es etwa 64 000. Nach Umsetzung der Anfang Woche präsentierten Massnahmen werden es im Jahr 2015 noch zirka 54 000 Mitarbeiter sein.

Schweiz unterproportional betroffen

In der Schweiz fallen der Strategie vor allem Stellen in der Konzernzentrale (*Corporate Center*) zum Opfer, welche früher Dienstleistungen für die in den nächsten drei Jahren stillzulegenden Bereiche des Investmentbankings erbracht haben, wie beispielsweise die Informatik oder die Administration. So werden im Raum Zürich rund 2500 Stellen abgebaut. Damit ist die Schweiz von den Kürzungen unterproportional betroffen.

Die Entlassungen sind laut Ermotti eine «schmerzhafteste Konsequenz» aus der «Beschleunigung» der bereits letztes Jahr in groben Zügen angekündigten Strategie: Die UBS-Investmentbank, die operativ in London und New York tätig ist, wird sich von unprofitablen oder besonders kapitalintensiven Bereichen trennen. Davon betroffen ist vor allem der unter Bankenkritikern als «Kasino» verschriene Eigenhandel und namentlich das Geschäft mit

festverzinslichen Anlagen, darunter vielen Derivaten (Fixed Income). Diese Sparte ist sehr kapitalintensiv und hat in letzter Zeit keine Erträge gebracht.

UBS-Chef Ermotti kritisiert die Schweizer Politik zwar nicht direkt, macht aber deutlich, wo die Ursachen des UBS-Strategiewechsels zu suchen sind: Zentral seien die neuen Eigenkapitalvorschriften des internationalen Regelwerks Basel III, welches auch die Schweiz umsetzen wird. Ermotti betont, dass Basel III allerdings global nicht einheitlich umgesetzt werde. Die Schweiz hat sich für eine sehr schnelle Umsetzung entschieden und im Rahmen der *too big too fail*-Vorlage sogar noch strengere Vorschriften erlassen als von Basel III vorgesehen. «Viele Geschäfte, die in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren rentabel wa-

«Viele Geschäfte, die rentabel waren, werden durch die neuen Vorschriften unwirtschaftlich.»

ren, werden damit unwirtschaftlich», so Ermotti. Genau diese Bereiche werden bei der Investmentbank gestrichen.

Die Einschnitte seien «weise»

Der neue Regulierungsrahmen zwingt die Grossbank zudem, ihre Bilanz um 300 Milliarden Schweizer-Franken zu verkleinern. Gemessen an der heutigen Bilanzsumme, ist das ein Drittel. Unter diesen politischen Voraussetzungen und im derzeitigen Marktumfeld sei die Bank «überdimensioniert». Ermotti formulierte seine Hoffnung, dass die Regulierung auch in Zukunft noch Wachstum zulasse. «Kritik öffentlich in den Medien zu verbreiten, hilft aber niemandem.» Ziel erreicht, könnte man von Seiten der Schweizer Politik sagen: Die UBS ist am letzten Dienstag definitiv ein bisschen weniger *too big to fail* geworden.

Auch nach Meinung diverser Analysten zieht die UBS mit ihrer Strategie die folgerichtigen Konsequenzen aus der «immer umfangreicheren Regulierung», wie Ermotti es ausdrückt, sowie aus dem unsicheren Wirtschaftsumfeld. Auf ihrer Website kommentierte die *Financial Times* die Einschnitte als «weise». Die UBS setze mutig um, was anderen Banken erst noch bevorstehe. Die UBS-Aktie stieg am Dienstag zeitweise um mehr als 12 Prozent.

Ob allerdings das Versprechen der Unternehmensführung, den Aktionären ab 2015 wieder eine Eigenkapitalrendite von 15 Prozent zu liefern, realistisch ist, wird man sehen. Das Bankengeschäft ist, das zeigt der UBS-Strategiewechsel ganz klar, zu einem Spielball der Politik geworden. Auch über die Zukunft des profitablen Kerngeschäfts der UBS, nämlich der Vermögensverwaltung, entscheidet massgeblich die Politik. ○

«Me kennt sich ...»

Von Roger Thiriet — Ausserhalb von Basel fragt man sich, warum die Stadt so links ist. Aber die Basler wissen es besser: Die Links-Grünen sind eben die besseren Bürgerlichen.

Die Schweiz analysiert die Resultate der Gesamterneuerungswahlen im Kanton Basel-Stadt. Und bewundert die Baslerinnen und Basler für die Klugheit, mit der sie ihrer rot-grünen Regierung das Korrektiv eines bürgerlich gestärkten Parlaments gegenüberstellen. Die schlecken das Lob schmunzelnd hinein, obwohl sie wissen: Es ist in Wirklichkeit ganz anders.

Zum einen sind Basels rot-grüne Exekutivmitglieder Realos, denen nichts ferner liegt als den Kapitalismus abzuschaffen oder Geländefahrzeuge der Schrottpresse zu überantworten. Eher als mit dem Klassenfeind nimmt es SP-Finanzvorsteherin Eva Herzog mit der eigenen Partei auf, wenn sie die Unternehmenssteuer im Kanton senken will. Der ehemalige KV-Rektor Christoph Brutschin gebietet als sozialdemokratischer Wirtschaftsminister seinen «Kulturstadt Jetzt!»-Jungtürken ungerührt Polizeistunde, wenn sie ihm für jeden Hinterhof das urbane Recht auf ein 24-Stunden-Scheiaweiä abtrotzen wollen.

Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wesels war trotz SP-Parteibuch lange genug kantonaler Wirtschaftsförderer, um für sein Övfreundliches Verkehrsregime auch im Gewerbeverband und bei der Handelskammer Mehrheiten zu finden. Und der grüne Regierungspräsident Guy Morin kann als gelernter Hausarzt mit den wichtigen Life-Sciences-Unternehmen der Region nicht nur sprechen, sondern auch dealen.

Ausserdem sind die Linken in der Basler Regierung auch «Nette» – angenehme, geerdete Zeitgenossen mit einer guten Antenne für das Volk. Mit ihren bürgerlichen Kollegen haben sie in den vergangenen acht Jahren so offensichtlich gute Arbeit geleistet, dass der Angriff der Rechten auf die rot-grüne Bastion auch heuer unter einer schweren Beisshemmung litt. Was will man auch machen, wenn die Links-Grünen die besseren Bürgerlichen sind? Die Einsicht ist offenbar bei ihrem Stimmvolk angekommen, ohne dessen tatkräftige Unterstützung die drei SP-Regierer kaum alle drei Podestplätze erobern hätten.

Die Stadt ist ein Dorf

Zum anderen wählen die Basler ihre Legislative nicht aufgrund von Parteien, sondern von Personen. (Wegen der wachsenden Kumulier- und Panaschierlust der Wählerschaft verzögert sich die Auswertung und Bekanntgabe der Resultate jedes Wahljahr weiter.) Der

Stadtkanton mit zwei Landgemeinden ist in Wirklichkeit ein Dorf, und sein Grosser Rat eher Einwohnergemeindeversammlung als Kantonsparlament. In den fünf Wahlkreislein kennt man sich auch ausserhalb des Politbetriebs, wenigstens die 39,8 Prozent der Interessierten, die ihr Wahlrecht noch ausüben.

Der – bescheidene – Zuwachs der bürgerlichen Parteien im Grossen Rat ist in den meisten Fällen ein *people's business*. Das lässt sich am überraschenden Sitzgewinn der ums Überleben kämpfenden Liberal-Demokraten demonstrieren. Die einstige Partei des Basler Daig, die jahrzehntelang von alten Basler Geschlechtern geprägt wurde, legte ausgerechnet im linken, multikulturellen Kleinbasel um einen Sitz zu. Allerdings nicht mit einem der ihren, sondern mit dem Politdinosaurier Felix Eymann. Der Dorfarzt sass im Verlauf seiner langen Karriere schon für fast alle Parteien in fast allen Stadtbasler Parlamenten und würde mittlerweile vermutlich auch auf einer Frauenliste gewählt.

Ebenso viel zum überraschenden LDP-Erfolg trug auch der Bisherige André Auderset bei. Der ehemalige Polizeisprecher, Schifffahrts-Funktionär, Journalist, Schnitzelbänggler, Rauch-Promotor und DRS-1-Fussballreporter befeuerte seine Grundpopularität in der vergangenen Legislatur mit parlamen-

tarischen Vorstössen, die auch aus einer SVP-Küche hätten stammen können. Und als erster LDP-Nachrückender startete mit René Häfliger ein Quereinsteiger von null auf hundert. Dessen Identifikation mit den populärsten Basler Institutionen – dem FC und dem Tattoo – verhalf ihm zum Glanzresultat und der einstigen Elitepartei zu einem Johannistrieb.

Hofnarren als Ventil

Unnötig ist zum Dritten die Besorgnis über den zweifachen Sitzgewinn der «Volksaktion gegen zu viele Ausländer et cetera». Basel hat Erfahrung mit Rechtsextremen und pflegt einen gelassenen Umgang mit ihnen. Der skurrile Polit-Wiedergänger Eric Weber führt nur die Tradition seines Vaters Rudolf weiter, der es in seiner Grossratszeit bis zum Nachfolger von James Schwarzenbach als Zentralpräsident der ausländerfeindlichen Nationalen Aktion brachte.

Und 1971 wählte der Basler Souverän auf der Schwarzenbach-Liste einen gewissen Walter Jäger in den Nationalrat, der damals im Bündnerland lebte und als erste Amtshandlung eine Basler Zeitung abonnieren musste. Es ist nicht Fremdenfeindlichkeit, welche die Wählerinnen und Wähler am Rheinknie gelegentlich irrlichternde Sonderlinge in Amt und Würden hieven lässt. Solche Scherze leistet sich die Stadt, weil sie von ihrer Fasnacht her weiss: Die Bevölkerung braucht hie und da ein Ventil, um Dampf abzulassen. Und eine rot-grüne Regierung ein paar Hofnarren, damit ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Roger Thiriet ist Medienschaffender und Politbeobachter in Basel.



Linke und «Nette»: Finanzvorsteherin Herzog.



Gelernter Hausarzt: Regierungspräsident Morin.



Basler Daigg: Politdinosaurier Eymann.



Die Deutschen

Courage light

Die *Weltwoche* nimmt eine Kolumne wegen eines heiklen Vergleiches aus ihrem Online-Angebot. Sie knickt grundlos ein. Meinungsbeiträge sind immer ein Risiko. Dieses Risiko sollte eine Zeitung eingehen.
Von Henryk M. Broder

Meine lieben Schweizer Leserinnen und Leser, erlauben Sie mir, Ihnen eine Geschichte zu erzählen. Oder zwei. Denn die eine hängt mit der anderen zusammen.

Anfang des Jahres 1979 strahlte das ZDF im Rahmen der Reihe «Bürger fragen – Politiker antworten» eine Diskussion mit Bundeskanzler Helmut Kohl aus. Das Besondere daran war: Die Veranstaltung fand nicht in Deutschland, sondern in Den Haag statt, und zu jener Zeit waren die Vorbehalte der Holländer gegen die Deutschen noch ziemlich virulent. Die Fragesteller waren nicht kritisch, sie waren aggressiv und gemein.

Der Diskussionsleiter Reinhard Appel, ein erfahrener TV-Journalist, bekam die Diskussion nicht in den Griff. Kohl selbst nahm die Sache weitgehend sportlich.

Zum eigentlichen Skandal kam es aber erst hinterher, als ein Funktionär der CDU vom ZDF die Herausgabe der Gästeliste forderte. Worauf die Holländer völlig die Fassung verloren. Wozu denn die CDU die Namen haben wolle? Um die Leute nach Deutschland zu über- und einer Strafe zuzuführen? Verdrängte Erinnerungen kamen schlagartig wieder an die Oberfläche. Das ZDF, damals wie heute eher der CDU als der SPD zugetan, weigerte sich, dem Wunsch des CDU-Funktionärs Folge zu leisten. Und dabei blieb es.

Keine Forderung, keine Drohung

Vor drei Wochen, am 11.10., schrieb ich in meiner Kolumne über die meistgehasste Institution in der Bundesrepublik, die Gebühreneinzugszentrale (GEZ), die für die öffentlich-rechtlichen Anstalten (ARD, ZDF, Deutschlandradio) die Gebühren eintreibt, gelegentlich auch mit extrem fragwürdigen Mitteln am Rande der Legalität. Ich zitierte u.a. *Die Welt*, die von einer «kafkaesken, unerreichbaren» Behörde spricht, die sich auf einem von Videokameras überwachten Gelände «hinter Stacheldrahtzäunen und hohen Eisengittern» verschanzt. Ich gab meiner Kolumne den Titel «Gestapo light», wohl wissend, dass es sich um eine Übertreibung handelt, denn nur wo «Gestapo» draufsteht, ist auch «Gestapo» drin. Angemessener wäre es gewesen, die GEZ mit der Stasi der DDR zu vergleichen.

Elf Tage später, am 22.10., meldete sich die Unternehmenssprecherin des WDR per E-Mail beim Chefredaktor der *Weltwoche*, Roger Köppl. Es sei in Ordnung, schrieb sie, die «extrem fragwürdigen Methoden» der GEZ «zu diskutieren». Es gehe aber zu weit, sie als «Gestapo light» zu bezeichnen. Das sei «nicht nur eine Verharmlosung der gefürchteten NS-Organisation, sondern vor allem auch eine Diskreditierung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der GEZ». Sie hielt es deswegen «für angemessen, wenn der Artikel aus dem Online-



«Hohe Eisengitter»: Gebühreneinzugszentrale.

Angebot der *Weltwoche* gelöscht würde». Notabene: Die Unternehmenssprecherin des WDR forderte nichts, sie drohte nicht einmal mit rechtlichen Konsequenzen, falls die *Weltwoche* die Anregung nicht befolgte.

Dennoch wurde mein Text auf Anraten des *Weltwoche*-Anwalts umgehend gelöscht. Er meinte, im Falle einer Klage hätte die *Weltwoche* keine Chance. Wobei er offenbar unbeachtet liess, dass die GEZ gar nicht klagen kann, sondern einen Mitarbeiter vorschicken müsste, der sich persönlich beleidigt fühlt.

Als ich vor einigen Jahren die deutsche Justiz als «die Erben der Firma Freisler» bezeich-

net hatte, wurde ich vom Präsidenten des Frankfurter Landgerichts angezeigt, der die «Beleidigung» auf sich und seine Kollegen am Landgericht bezog. Es kam zu einem Prozess vor dem Münchener Amtsgericht, der mit einem Freispruch endete. Der Richter meinte, die Bezeichnung «Erben der Firma Freisler» sei zwar masslos übertrieben, aber im Rahmen der Meinungsfreiheit zulässig.

«Ersichtlich satirische Überzeichnung»

Ich fragte also meine Berliner Anwälte, die mich schon öfter aus prekären Situationen herausgehauen haben, ob die *Weltwoche* ein Prozessrisiko eingegangen wäre, wenn sie den Text nicht gelöscht hätte. Und beide antworteten: Nein. Denn erstens komme es nicht nur auf zwei Worte, sondern auf den ganzen Zusammenhang an, zweitens handle es sich um eine «ersichtlich satirische Überzeichnung», die «äusserungsrechtlich nicht angreifbar» sei. Das wisse auch der WDR, «weshalb er es mit einer Einflussnahme auf den Chefredaktor und einer informellen Lösung versucht». Alles Übrige seien «Geschmacksfragen».

Nun ist das Veröffentlichen von Meinungsbeiträgen immer mit einem Restrisiko behaftet. Meist geht es darum, wann zulässige Kritik in unzulässige «Schmähkritik» übergeht. Die Grenzen sind fließend und werden fallweise festgelegt. Eine Zeitung, die nicht bereit ist, ein solches Restrisiko einzugehen, hat ihre Aufgabe verfehlt. Wer aber im Meinungskampf mitmischen will, der sollte es darauf ankommen lassen, statt präventiv zu kapitulieren.

Während also das ZDF vor 33 Jahren einem massiven Nötigungsversuch der CDU widerstand, hat die *Weltwoche* einer unverbindlichen Anregung des WDR sofort nachgegeben. Das ist feige und unverantwortlich. Umso mehr, als es sich um eine Zeitung handelt, die es skandalös findet, wenn deutsche Stellen Disketten mit Schweizer Bankdaten von Datendieben kaufen. Oder wenn ein deutscher Minister mit Bezug auf die «Steuer-oase» Schweiz sagt, man müsse die Kavallerie nicht ausreiten lassen, die Indianer müssten nur wissen, dass es die Kavallerie gibt.

Vorausiegender Gehorsam hat sich noch nie bezahlt gemacht. Die *Weltwoche* ist grundlos eingeknickt. Der WDR wird es sich merken. Andere auch.

Obamas offene Bengasi-Wunde

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Obama wird von den Fehlern, die er bei seiner Politik im Mittleren Osten gemacht hat, eingeholt. Dies könnte ihn die Wiederwahl kosten – wie einst Jimmy Carter.



Der Mittlere Osten kommt nicht zur Ruhe und stört die Wahlkampagne Präsident Obamas. Seit dem Demokraten Jimmy Carter, der bis zum Wahltag 1980 mit der Geiselnahme in Teheran ringen

musste, waren alle Präsidenten mehr oder weniger betroffen von dem, was sich in dieser von Turbulenzen gebeutelten Weltgegend abspielte. Reagan, Vater Bush, Bill Clinton und Sohn Bush könnten alle ein Lied davon singen.

Nach der Ermordung der vier Amerikaner in Bengasi am Jahrestag des 11. September, unter ihnen Botschafter Christopher Stevens, verstrickte sich die Administration immer mehr in Widersprüche. In normalen Zeiten hätte jeder vernünftige Präsident zugegeben, dass er Fehler begangen hatte. Im Wahlkampf, vor den TV-Debatten, glaubte Obama, sich das nicht leisten zu können. Nun ist er in einer viel heikleren Situation.

Der Eindruck entsteht, das Weisse Haus betreibe ein *cover-up*, eine Verschleiерungsoperation, um sich über den Wahltag hinwegzuretten. Beamte des Aussenministeriums und des Pentagons wie auch ein Sprecher der CIA distanzieren sich. Weder Aussenministerin Hillary Clinton, die es mit so etwas wie einer Entschuldigung versuchte, noch Verteidigungsminister Panetta, der letzte Woche erklärte, ein Militäreinsatz wäre zu gefährlich gewesen, machten eine gute Figur.

Die Hilfe kam nicht

Die Fakten, soweit bekannt: Obama befand sich während der Attacke im Weissen Haus. Die Angegriffenen ersuchten um Hilfe. Der getötete ehemalige Navy Seal und CIA-Agent Tyrone Woods hatte einen Laser-Distanzmesser, übermittelte Positionen der Angreifer und ersuchte zweimal um Hilfe. Doch keine Hilfe kam.

Obama machte nach der letzten TV-Debatte geltend, er habe drei klare Direktiven erlassen, dass alles getan werden müsse, um «unsere Leute» in Sicherheit zu bringen. Doch weder die CIA – sie schickte Drohnen zur Überwachung – noch das Pentagon, noch die Generäle in der Kommandokette unternahmen etwas. Keine Flugzeuge, keine Sondereinheiten – sie hätten rechtzeitig eingreifen können.

Der Chef des U. S. Africa Command, General Carter Ham, wurde mit der Bemerkung zitiert, es seien Truppen bereitgestanden. Mitte Oktober wurde Ham seines Postens enthoben. Das Pentagon dementierte einen Zusammenhang. Am letzten Wochenende meldete die CIA, niemand aus ihren Reihen habe die Hilfsuche abgelehnt. Waren Obamas Anordnungen missverständlich? Hatte Panetta – wer sonst? – sich ihnen widersetzt?

Vor dem Wahltag wird wohl nicht bekannt werden, was sich in Washington an jenem schicksalhaften Tag genau abgespielt hat. Obwohl sich die Regierung nun rechtfertigt, sie wolle eine detaillierte Untersuchung abwarten, hatte sie unmittelbar nach dem Angriff sehr wohl einen Abriss des Geschehens präsentiert. Das meiste davon war falsch.

Wie es wirklich war

Der Angriff war geplant, nicht spontan. Al-Qaida-Terroristen waren beteiligt. Es war keine Kopie der Video-Proteste in Kairo, es gab gar keinen Protest vor dem amerikanischen Konsulat in Bengasi. Die Sicherung des Gebäudekomplexes war vernachlässigt worden. Die Aufgabe der beiden ehemaligen Navy Seals, die beim Angriff getötet wurden, war es nicht, den Botschafter zu schützen. Der 11. September war als Datum der Attacke nicht zufällig

gewählt worden. Das Video hatte mit dem Angriff überhaupt nichts zu tun.

Der Vater eines der Opfer erklärte nun, die Beileidsbekundungen Obamas und Hillary Clintons seien nicht ehrlich gewesen. Clinton habe ihm zugeraunt, man werde die Person verhaften und anklagen, die das Video gemacht habe. Das Weisse Haus habe tatenlos zugehört, wie die Amerikaner getötet wurden.

Wunschdenken des Präsidenten

Die wahlpolitischen Konsequenzen dieser Affäre sind das eine, die sachlichen das andere. Die erste Reaktion der Administration – «Das Video war schuld» – reflektiert die Weltsicht der Obamisten. Sie weigern sich, zur Kenntnis zu nehmen, dass Terrorismus Teil des islamistischen Extremismus ist. Ihre Diagnose ist vielmehr, nicht religiöser Fanatismus, sondern wirtschaftliche und soziale Unterentwicklung seien die Triebfeder des Terrorismus. Dafür sei Amerika mitverantwortlich.

Obamas Ambitionen für den Mittleren Osten waren gross. Er wollte endlich den palästinensischen Staat schaffen, die Iraner durch Verhandlungen von der Atomwaffenentwicklung abbringen, und er wollte sich im arabischen Frühling «auf die richtige Seite der Geschichte» stellen. Praktische Politik war das nie. Alles sollte gelingen, weil Obama es so wünschte.

Das Wunschdenken produzierte einen Scherbenhaufen. Obama, der unerfahrenste Präsident seit langem, war in Vorstellungen über die Welt gefangen, die verhinderten, dass er eine realistische Politik für eine gefährliche und komplexe Region entwickeln konnte. Er selber oder sein Nachfolger wird die Folgen ausbaden müssen. ○



Schicksalhafter Tag: US-Präsident Obama, Aussenministerin Clinton.

Ungeduldig ins Verderben

Von Christoph Mörgeli

Es geschah am helllichten Samichlaustag: Am 6. Dezember 1992 haben Volk und Stände den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) abgelehnt. Die Schweizer Stimmbürger wandten sich gegen diesen Kolonialvertrag mit zwangsweiser Übernahme künftigen EU-Rechts und Unterwerfung unter fremde Richter. Der Bundesrat wusste, dass ein solcher Vertrag ohne späteren EU-Vollbeitritt und Mitbestimmung keinen Sinn machte. Darum hatte er zuvor das Beitritts-gesuch in Brüssel eingereicht. Der sportliche Adolf Ogi liess sich vom unsportlichen Frank A. Meyer beraten und sprach von «Trainingslager».

Bei diesem Nein hätte man es belassen können. Das Freihandelsabkommen von 1972, die Regeln der WTO und bilaterale Verträge gewährten uns Zugang zum EU-Binnenmarkt. Schliesslich hat die Schweiz die Wirtschaftsbeziehungen seither mit vielen Ländern ausserhalb der EU intensiv vertieft. Doch der Bundesrat drängte schon kurz nach dem EWR-Nein auf neue Abkommen. Prompt forderte die EU die Personenfreizügigkeit und den Landverkehr – und verband sieben Abkommen zu einem Gesamtpaket. Es war schon damals eine Illusion, von einzelnen getrennten bilateralen Abkommen zu sprechen.

Noch bevor die Bilateralen I Rechtskraft erhielten, kroch der Bundesrat erneut nach Brüssel, um die Teilnahme an weiteren EU-Aktivitäten zu fordern. Nun verlangte die EU dummerweise Zinsbesteuerung und Betrugsbekämpfung. Der Bundesrat wollte hierauf Zugang zu Schengen/Dublin im Irrglauben, es handle sich dabei um einen Vorteil. Erstmals seit 1848 gab damit unser Land seine gesetzgeberische Handlungsfreiheit auf unbeschränkte Dauer preis.

Selbst nach diesen Bilateralen II wallfahrt Bundesbern wieder in die EU-Zentrale und stellte fast ein Dutzend Begehren nach Marktzugang und Zusammenarbeit. Die mittlerweile arg angeschlagene EU will die Schweiz aber gegenüber den EWR- oder den Mitgliedstaaten nicht bevorzugen und verlangt die Übernahme künftigen Rechts und fremde Richter. Der Bundesrat wird auch dies devot gewähren. Er windet sich nur noch gegen innen, es zuzugeben.

Eine Hausfrau erkennt im Supermarkt das Ablaufdatum eines Produkts. Unser Bundesrat riecht nicht, dass die EU als abschottendes Produkt des Kalten Krieges in unserer globalisierten Welt angefault und verdorben schmeckt.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

UBS-Merz bei SRG-Aeschbacher

Von Peter Bodenmann — Heute im De-Weck-Fernsehen: der grösste Volksbetrug der jüngeren Schweizer Geschichte.



Pausenclown des Kapitals: alt Bundesrat Merz.

Der Chefbeamte Samuel Tanner ist ein grosser Freund des Fussballs. Und ein kompetenter und loyaler Diener des Staates. Weil Tanner in der SP war und ist, wurde er seinerzeit nicht Chef der Steuerverwaltung. Der nachmalige UBS-Mann Kaspar Villiger holte stattdessen den inkompetenten SVP-Lokalpolitiker Urs Ursprung als Quereinsteiger in die Verwaltung.

Der in seiner Jugend in der legendären UBS-Kaderschmiede Wolfsberg beschäftigte Hans-Rudolf Merz wurde nur Bundesrat, weil UBS-Chef Marcel Ospel per Telefon für Merz die notwendigen Stimmen organisiert hatte. Danach knallten die Korken an der Zürcher Bahnhofstrasse. Doppelsieg dank und mit Christoph Blocher und Hans-Rudolf Merz.

UBS-Bundesrat Merz schaltete gemeinsam mit SVP-Mann Ursprung den bis anhin für die Unternehmensbesteuerung zuständigen Tanner aus. Das Dossier wurde zur Chefsache erklärt, weil der rote Tanner Bedenken gegen die Umstellung des Systems angemeldet hatte.

Ursprung und Merz verbreiteten die nachweisliche Unwahrheit, die Steuerreform diene den kleinen und mittleren Unternehmen und verursache deshalb keine grossen Ausfälle.

Die Fakten des grössten Volksbetruges der neueren Schweizer Geschichte sind inzwischen bekannt. Dem Bund, den Kantonen, Gemeinden und der AHV gehen Milliarden von

Steuer- und Beitragsfranken verloren. Dies zugunsten der Reichen und Superreichen.

Merz versucht sich im *Blick* billig zu rechtfertigen. Ursprung habe ihn falsch informiert. Obwohl dieser die Wahrheit gewusst habe. Hätte er, Merz, die Fakten gekannt, hätte er die Vorlage zurückgezogen.

Was ist schlimmer, ein Bundesrat, der sein wichtigstes Dossier nicht kennt, oder ein Bundesrat, der das Volk faustdick anlügt? Das kann offenbleiben.

Wenn es Merz ernst wäre, dann hätte er den Bundesrat längst öffentlich bitten müssen, seine Reform sofort rückgängig zu machen. Das hat Merz nachweislich nicht. Weil er den Reichen und Superreichen diese fette Lügenbeute belassen will.

Diese *Weltwoche* erscheint am 1. November 2012. An diesem Tag ist Hans-Rudolf Merz Gast bei «Aeschbacher». Titel der Sendung: «Mit Herz und Humor». Gemeinsam wird man im Service public etwas über das «Bü-Bü-Bündnerfleisch» kichern dürfen. Anstatt die spannendste Polit-Geschichte voranzutreiben, dürfen wir den nützlichen Pausenclown des Kapitals geniessen. Die Angst der Rechten vor SRG-Chef Roger de Weck war gänzlich unbegründet. Mehr zu lachen gab es für die Reichen und Superreichen noch nie.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Qualitätsniedrigkeit

Von Kurt W. Zimmermann — Lady Gaga, die *Neue Zürcher Zeitung* und das «Echo der Zeit» stehen vorn in der Hitparade.

Eine Hitparade ist immer eine gute Idee. Leser lieben Hitparaden. Denn Hitparaden reduzieren komplexe Quervergleiche auf simple Ranglisten. Es gibt Sieger und Verlierer.

Durch dieses simple Prinzip sind Hitparaden voyeuristisch. Sie sind nicht einordnend, und sie sind nicht relevant. Darum gehören sie nicht ins Fach des Qualitätsjournalismus.

Der Zürcher Soziologieprofessor Kurt Imhof hat soeben sein traditionelles Jahrbuch zur Qualität der Schweizer Medien publiziert. 482 Seiten stark ist der Wälzer, achtzehn Autoren sind beteiligt.

Erstmals hat Imhof darin eine Hitparade der Schweizer Medienprodukte erstellt. Der Professor weiss, was Leser lieben.

Zuoberst in der Hitparade, an der «Qualitätsspitze», sind demnach das «Echo der Zeit» und das «Rendez-vous» des Staatsradios. Ganz vorn stehen auch die *Neue Zürcher Zeitung* und ihre Schwester *NZZ am Sonntag*. Seltsamerweise schaffte es auch die *Neue Luzerner Zeitung* in diese dünne Spitzengruppe, seltsam darum, weil sie ein normales Regionalblatt ist wie viele andere auch.

Gerade mal Mittelmass sind in der Hitparade dafür Blätter wie *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung*, *Basler Zeitung*, *Weltwoche* und das abendliche «10 vor 10».

Profitable Schlusslichter

Am unteren Ende der Skala, wenig überraschend, trieft der Boulevard. Richtig mies sind laut Imhof Angebote wie *20 Minuten*, *Tele Züri*, *Blick* und *Sonntagsblick*. Für sie hat der Professor ein Wort erfunden, das es zuvor in der deutschen Sprache nicht gab. Sie sind «qualitätsniedrig».

Vier Kriterien hat Imhof für sein «Qualitäts-Scoring» herangezogen. Medien müssen einordnend, relevant, sachlich und vielfältig sein. Damit ihre Hitparade möglichst knackig wurde, haben der Professor und seine Mitforscher einen kleinen Trick angewandt. Sie haben die bewerteten Zeitungen gar nicht gelesen und auch die Sendungen gar nicht detailliert analysiert. Sie haben nur die Schlagzeilen auf der Titelseite und die Themen der Sendungen ausgewertet. Das ist ungefähr so relevant, wie wenn man die Qualität eines Autos nur am Design des Kühlergrills misst.

Ich mag Kurt Imhof. Er ist ein origineller Kopf, mit dem man lachen kann, er hat ein Talent für Eigenmarketing und einen Sinn für Unterhaltung. Darum muss man seine Hitparade auch nicht allzu ernst nehmen.



Talent für Eigenmarketing: Professor Imhof.

Dennoch ist an seinen Befunden ein Punkt interessant. Produkte, denen er hohe Qualität attestiert, sind defizitär. Was er als qualitätsniedrig bezeichnet, verdient Geld.

Die qualitativen Spitzenreiter «Echo der Zeit» und «Rendez-vous» gibt es nur, weil sie von Zwangsgebühren leben. Müsste man ihren hohen journalistischen Aufwand über den freien Markt finanzieren, wäre ihr Sender längstens bankrott. Auch die *NZZ*, mit ihrer teuren Redaktion, verdient kaum Geld und schrieb schon massive Verluste.

Die qualitätsniedrigen Schlusslichter hingegen sind profitabel. *20 Minuten* ist mit einem Gewinn von rund dreissig Millionen Franken mit weitem Vorsprung der einträglichste Titel der neueren Schweizer Mediengeschichte. Auch die *Blick*-Gruppe, wenngleich weniger als früher, ist profitabel.

In den Medien verdient man nach Imhofs Logik also nur dann kein Geld, wenn man Qualität liefert. Leider hat er recht. Den grössten finanziellen Absturz, von *New York Times* bis *NZZ*, erlebten im letzten Jahrzehnt die sogenannten Qualitätsblätter. Erst verloren sie die Leser, und weil die wegblieben, gingen auch die Inserenten.

Es braucht darum nicht viel Fantasie, um die Kernaussage im Jahrbuch 2013 des Professors vorherzusagen. Wir werden eine weitere Zunahme der Qualitätsniedrigkeit erleben.

5,2 Millionen für Energie-Bürokratie

Von Alex Reichmuth

Wenn der Staat plant, bedeutet das meist viel Bürokratie. Das zeigt sich bei der kostendeckenden Einspeisevergütung (KEV), mit der erneuerbare Energie gefördert werden soll. Die KEV wird aus einer Abgabe auf dem Stromkonsum gespeist, die ab nächstem Jahr laut Gesetzgeber maximal 0,9 Rappen pro Kilowattstunde betragen kann. Millionen an Franken, die eigentlich den Betreibern von Solarpanels, Windrädern, Kleinwasser- und Biomasse-Kraftwerken zugeordnet sind, kommen aber nicht bei diesen an, sondern versickern im sogenannten Vollzug. Ein Bericht im Auftrag des Bundes zur Wirksamkeit der KEV hat ergeben, dass die Vollzugskosten 2010 hohe 7 Prozent ausmachten, was 5,2 Millionen Franken entspricht. Ein Jahr zuvor waren es sogar 11 Prozent gewesen.



Die Bürokratiekosten lägen damit über jenen anderer Förderprogramme wie des Gebäudeprogramms der Stiftung Klimarappen oder des Investitionsprogramms Energie 2000, steht im Bericht, den die Planungsbüros Interface Politikstudien Forschung Beratung und Ernst Basler+Partner AG zusammen mit der Universität Genf verfasst haben. Der Vollzug der KEV sei aufgrund der gesetzlichen Vorgaben eben sehr kompliziert und die Zahl der Akteure zu gross, heisst es weiter. In der Tat haben bei der KEV mit dem Bundesamt für Energie, der Netzgesellschaft Swissgrid, der Firma Energie Pool Schweiz AG (als Verantwortliche für die sogenannte Bilanzgruppe für Erneuerbare Energien des Bundes), den Energieversorgern und der Eidgenössischen Elektrizitätskommission (Elcom) alle möglichen Stellen und Firmen die Hände mit im Spiel. Das Verfahren, um KEV-Gelder zu bekommen, ist denn auch so kompliziert, dass ein Drittel der Gesuchsteller mit dem Verfahren nicht zufrieden ist.

Damit es bessert mit dem teuren und komplizierten Vollzug, empfiehlt der Bericht, die Gesuchsteller systematischer zu beraten und die Finanzflüsse der KEV besser zu kontrollieren. Weiter soll der Energie Pool Schweiz AG das Mandat, diese Finanzflüsse abzuwickeln, entzogen und diese Aufgabe der Swissgrid oder dem Bundesamt für Energie übertragen werden. Ob das gegen die bürokratische Mittelverschwendung hilft, sei dahingestellt.

Leserbriefe

«Häufig hatte ich das Gefühl, dass ich etwas anders und besser gemacht hätte als die Männer.» *Meta Denoth*

«Frauen müssen aufgrund ihres Könnens geschützt werden – und zwar von sich selbst.»

Balsam für die Seele

Nr. 43 – «Die grosse Lohnabrechnung», «Offener Brief» von Julia Onken; Christoph Landolt, Florian Schwab und Roger Köppel über die Frauenquote und die Lohndiskriminierung

Der Satz «Das Geschrei der Klageweiber – <die bösen Männer und die armen Frauen> –, das auch mir auf die Nerven ging» war Balsam für meine Seele. So habe ich Sie, Frau Onken, in unzähligen Diskussionen in ver-

schiedenen «Clubs» usw. eher als Männerhasserin und mit Verallgemeinerungen wie «die Männer» usw. als eine wenig über der Sache stehende Psychologin empfunden. Ich vermisste bei Ihnen die intellektuelle Redlichkeit, hauptsächlich gegenüber den Männern im Allgemeinen. Der aktuelle Artikel scheint mir jetzt bei Ihnen einen Quantensprung ausgelöst zu haben. Bravo! Ihr Einsatz für die Rechte der islamischen Frauen zeigte den Richtungswechsel bereits an. Ihre Vision vom «Miteinander» ist gerade auch

meine Intention seit Jahren. Allerdings haben Sie mit der Lobhudelei für die *Weltwoche*, die ja zu einem SVP-Blättli verkommen ist, masslos übertrieben.

Jörg Kägi, Trimbach

Ich bin eine interessierte Leserin Ihrer Zeitung. Ob Ihrem Artikel, «Männerfalle Ehe» (Nr. 42/12), bin ich aber sehr konsterniert. So schreiben, zum grössten Teil an den Facts vorbei, kann nur der, den es nicht selbst betrifft. Wir haben in der Schweiz in mehreren Städten Frauenzentralen, wo säumige Alimente von Amtes wegen eingetrieben werden, und dies nicht als Arbeitsbeschaffung, sondern weil Not am Mann respektive der Frau ist. So teile ich zu hundert Prozent die Ansicht von Frau Onken in ihrem offenen Brief. Sie ist für mich eine ganz geschickte Frau. Was sie zu sagen hat, ist nicht nur Gerede, sondern sie verfügt über einen grossen Erfahrungsschatz, toll, dass sie für Ihre Zeitung schreibt.

Katja Zürcher, Cham

Vielleicht bin ich ein Spezialfall, vielleicht geht es auch andern Frauen so: Häufig hatte ich das Gefühl, dass ich etwas anders und besser gemacht hätte als die Männer, die sich – meistens nur mässig kompetent – als grosse Herren und Befehlshaber aufspielten. Ich musste indessen mit meinen Fähigkeiten und meinem Anspruch auf die Führungsrolle hinter dem Berg halten, sonst wurden sie richtig böse. Es setzte einen Angriff. Ich erlebte es nicht selten, dass man mir andichtete, Fehler gemacht zu haben, wo keine waren. Es war für diese männlichen Angreifer offenbar so, dass eine Frau einem Mann auf keinen Fall überlegen sein durfte. Ist sie doch schliesslich vom grundsätzlich unterlegenen Geschlecht. Die Füh-

Typisch
Schweiz
Typisch
Volg



«Volg passt zu uns wie die
Kartoffel zum Raclettekäse.»

«Aus der von meinem Vater 1956 gegründeten Dorfkäserei ist eine bedeutende Käseproduktionsstätte der Schweiz geworden – eine traditionelle Dorfkäserei ist unser Familienbetrieb trotzdem geblieben! Mit Volg verbindet uns die Begeisterung für gute Produkte. Ich schätze den persönlichen Kontakt und das Familiäre, das trotz der hektischen Zeit gepflegt wird. Das ist für mich echte Partnerschaft.»

Josef Hardegger
Inhaber Käserei Hardegger
Jonschwil



zung innezuhaben, war ein männliches Privileg, und Fähigkeit zählte nicht. Ist es heute anders? Was Quoten anbelangt: Gerade weil ich so unbeirrbar daran glaube, dass es nicht auf das Geschlecht ankommen kann, sondern immer nur auf das Können, lehne ich die Quoten ab. Sie schützen die Frauen aufgrund ihres Geschlechts. Während ich meine, dass Frauen aufgrund ihres Könnens geschützt werden müssen, und zwar von sich selbst. Sie dürfen nicht handeln, wie ich es damals tat, und ihre Fähigkeiten verbergen, um im Patriarchat nicht anzuecken.

Meta Denoth, Ftan

Gegen einen neuen Kampfjet

Nr. 43 – «Lufthoheit und Heckenschützen»; Peter Regli über den Kampfjet Gripen

Der ehemalige Geheimdienstchef und verhinderte Drei-Sterne-General und Fliegerchef wickelt subjektiv seine Argumente ab. Nachhaltiges sicherheits- und innenpolitisches Denken und Analyse fehlen. Für welchen Krisenfall sieht er denn die Kampfjet Gripen vor? Die USA bilden nur noch 54 Prozent Kampfpiloten aus, der Rest sind bereits Drohnenkommandanten. Der F-35 wird der letzte bemannte Kampfjet in zwanzig Jahren sein. Die Bedrohungslage bedarf keiner Kampfjet Gripen, Aufklärungsdrohnen mit zivilem Polizeinutzen und bewaffnete Kampfjet Gripen erfüllen den Luftpolizeiauftrag.

Die Betriebsstunden des Gripen sind zweibis dreimal teurer als angenommen, die Politisiken im verärgerten schwedischen Parlament sind hoch, weil Schweden die Entwicklungskosten allein trägt. Man hört, dass die drei Bundesrätinnen keinen Kampfjet Gripen wollten, aber mit Druck ihrer Parteien den billigsten wählten. Die mittel- und langfristige Bedrohungslage verlangt keinen Kampfjet Gripen. Ich glaube nicht, dass die Mehrheit des Schweizervolkes einen Kampfjet Gripen will. Eine Volksabstimmung dürfte scheitern. Bürgerliche Kräfte müssen mit vernünftigen Argumenten die Beschaffung eines Kampfjet Gripen verhindern, weil wir für eine starke Armee sind. Es wäre fatal, wenn die Linken den Flieger verhindern und in Verbindung mit der Wehrpflicht-Initiative dann die Armee ganz an den Rändern zerfransen. Die Allokation der Bundesfinanzen hat andere Prioritäten. Bildungs-, gesundheits- und sozialpolitische sowie Infrastrukturherausforderungen sind für die Zukunft der Schweiz entscheidend.

Roger E. Schärer, Herrliberg

Noch selten habe ich eine derart klare, für alle verständliche und fundierte Begründung der Notwendigkeit einer Nachrüstung unserer

Luftwaffe gelesen. Das Essay von Peter Regli verdient grosse Verbreitung, insbesondere auch bei den Entscheidungsträgern im Parlament.

Ulrich Fischer, Seengen

Im Frust geschrieben?

Nr. 43 – «Hugo Chávez im Bundeshaus»; Kolumne von Peter Bodenmann

Hat der Autor seine Kolumne im Frust geschrieben, nachdem er durch den Anruf eines «wilden» Krankenversicherungsmaklers zur Unzeit aus dem Bett geläutet wurde? Das könnte erklären, warum er Derartiges verbreitet. Da wäre etwa der Vorwurf, die Kassen unternähmen nichts gegen die hohen Medikamentenpreise. Santésuisse fordert sehr wohl immer wieder mit Nachdruck Preissenkungen. Im krassen Gegensatz dazu lobbyierten selbst linke Politikerinnen und Politiker aus den Pharma-Standortregionen gegen SP-Bundesrat Berset, als dieser im Frühjahr den Euro-Wechselkurs für die Preisberechnung der Heilmittel herabgesetzt hat. Der Autor müsste auch wissen, dass die Krankenkassen keinerlei Macht haben, um die Spitallandschaft umzupflügen: Die Spitalisten sind Sache der Kantone, die wiederum auf regionale Befindlichkeiten Rücksicht nehmen müssen. Auf alle Fälle sind mir die zwei «Konkurrenz-Kraken» Santésuisse und Allianz Schweizer Krankenversicherer immer noch lieber als der Riesenkrake Einheitskasse.

Frank Humbel, Teufenthal

Korrigenda

Der Artikel «Die grosse Lohnabrechnung» (Weltwoche Nr. 43/12) enthält eine Fehlinformation. Der Vizedirektor des Bundesamts für Justiz heisst Luzius Mader und nicht – wie wir geschrieben haben – Luzius Meier. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion Weltwoche, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Andreas Kunz, Christoph Landolt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (Los Angeles), Florian Schwab, Lucien Scherrer, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Markus Gisler, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Pia Reinacher, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung), Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung), Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung), Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93, info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Lausanne trickst Bern aus

Wer sich illegal in der Schweiz aufhält und sogar gefälschte Papiere vorweist, darf zwecks Heirat trotzdem bleiben. Das hat das Bundesgericht entschieden. Die Lausanner Richter setzen faktisch ein Gesetz ausser Kraft, das das Parlament mit grosser Mehrheit beschlossen hat. *Von Philipp Gut*



Illegale Ausländer dürfen nicht hier sein, aber sie dürfen hier heiraten: Bundesgericht in Lausanne.

Die Schweizer Gesetze gelten für alle – nur nicht für die Bundesrichter in Lausanne. Diesen Eindruck vermitteln jedenfalls die zwei Urteile vom 23. November 2011 sowie vom 23. Februar 2012. Sonderbarerweise sind die Entscheide bisher in der Öffentlichkeit nicht diskutiert worden. Hinter den Kulissen allerdings rumort es. Die Behörden in den Kantonen, aber auch Schweizer Botschafter in aller Welt sehen sich vor das Problem gestellt, dass das Bundesgericht ihnen die Anwendung gesetzlicher Bestimmungen verbietet, die das Parlament vor kurzem erst demokratisch beschlossen hat.

Was ist geschehen?

Am 12. Juni 2009 sagte die Bundesversammlung ja zu einer Änderung des Zivilgesetzbuches (ZGB) mit dem Ziel, Scheinehen zwischen ausländischen und schweizerischen Staatsangehörigen zu unterbinden. Den Anstoss dazu hatte eine parlamentarische Initiative von Na-

tionalrat Toni Brunner (SVP) gegeben. Am 1. Januar 2011 trat die Gesetzesrevision in Kraft. Seither müssen Ausländerinnen oder Ausländer, die einen Schweizer oder eine Schweizerin heiraten wollen, während des Ehevorbereitungsverfahrens «ihren rechtmässigen Status in der Schweiz nachweisen» (Art. 98 Abs. 4 ZGB). Damit wollen Bundesrat und Parlament verhindern, dass sich rechtskräftig abgewiesene Asylbewerber und Illegale, die die Schweiz zu verlassen haben, durch Heirat der Ausreise entziehen – und dass illegale, renitente Ausländer am Ende noch belohnt werden.

«Ist es die Liebe?»

Die Anpassung des Gesetzes («Unterbindung von Ehen bei rechtswidrigem Aufenthalt») fand deutliche Mehrheiten in der Bundesversammlung. Der Nationalrat stimmte ihr mit 123 zu 68 Stimmen zu, der Ständerat mit 32 zu



Strassburg geht vor: Bundesrichter Zünd.



Scheinehen unterbinden: SVP-Präsident Brunner.

13. Wie der Bundesrat, der ebenfalls für die Revision eintrat, in seiner Stellungnahme festhielt, begrüsst die «überwiegende Mehrheit der Vernehmlassungsteilnehmer» die neue Regelung. 21 Kantone sprachen sich dafür aus. «Was vor allem auch wichtig ist: Die Fachbehörden des Zivilstandswesens – das sind eigentlich diejenigen, die betroffen sind – und der Gemeindeverband haben sich für diese Vorlage ausgesprochen», sagte die damalige Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP). Einzig eine linke Minderheit wollte nicht, dass Ehemittler einen legalen Aufenthaltsstatus besitzen müssen. Bea Heim (SP Solothurn) fragte rhetorisch, «was denn eigentlich die Priorität bei einer Ehe» sei: «Ist es die Liebe, oder sind es die Ausweispapiere?»

Rechtlich seien die neuen Bestimmungen problemlos umsetzbar, betonte der Bundesrat. «Die Vorlage ist verfassungs- und EMRK-kon-

form», so die Regierung. Sie sei also insbesondere vereinbar mit der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK), die – wie die Bundesverfassung auch – das Recht auf Ehe und Familie garantiert.

Doch Bundesrat und Parlament, Gemeinden und Kantone hatten die Rechnung ohne das Bundesgericht gemacht.

«Totalfälschung des Passes»

Im Urteil vom 23. November 2011 gaben die höchsten Richter einem illegal in der Schweiz lebenden, 33-jährigen Kameruner recht, der eine 13 Jahre ältere Landsfrau heiraten wollte (sie verfügte dank einer früheren Ehe mit einem Schweizer über einen Aufenthaltstitel). Die Behörden des Kantons Waadt sowie das kantonale Verwaltungsgericht hatten, gestützt auf die sogenannte Lex Brunner («Unterbindung von Ehen bei rechtswidrigem Aufenthalt») dem Mann eine Aufenthaltsbewilligung zwecks Eheschliessung verweigert, da sein Asylantrag abgewiesen worden war und er sich der Ausreise widersetzt hatte. Die Waadtländer Behörden und Gerichte wandten also die gesetzlichen Bestimmungen an, die das Parlament beschlossen hatte.

Doch das Bundesgericht sah es anders und piffte die Vorinstanzen zurück. «Kann der Zivilstandsbeamte die Trauung eines ausländischen Verlobten mangels Nachweis des rechtmässigen Aufenthalts in der Schweiz nicht vollziehen, so ist die Migrationsbehörde gehalten, Letzterem im Hinblick auf die Heirat einen provisorischen Aufenthaltstitel auszustellen», schrieben die Bundesrichter in ihrem Urteil vom 23. November 2011. Dies, «sofern keine Anzeichen für einen Rechtsmissbrauch vorliegen und klar erscheint, dass der Betroffene – einmal verheiratet – aufgrund seiner persönlichen Situation die Zulassungsvoraussetzungen in der Schweiz erfüllen wird», so das Bundesgericht weiter.

Es spielt nach Auffassung der Höchststrichter mithin keine Rolle (mehr), ob ein heiratswilliger Ausländer legal oder illegal hier lebt, ob er den Anordnungen der Behörden Folge leistet oder nicht, ob er kooperiert oder die Beamten an der Nase herumführt. Hauptsache, er will heiraten, und man kann ihm nicht nachweisen, dass es sich um eine Scheinehe handelt. Aber das ist naturgemäss von aussen schwer feststellbar. Man kann nicht in die Seelen der Menschen hineinschauen.

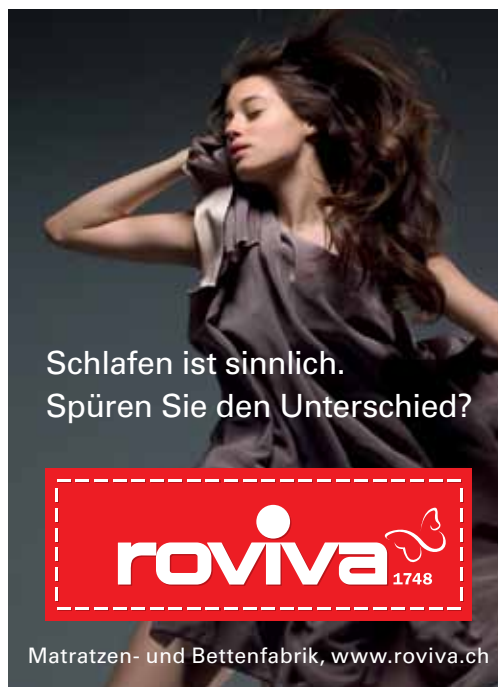
Dass das Bundesgericht willens ist, den demokratisch gefällten Parlamentsentscheid und damit geltende Gesetze grosszügig umzuinterpretieren und den Kantonen eine andere Praxis aufzudrücken, bewies es mit einem zweiten Urteil zum Thema. Am 23. Februar dieses Jahres hiess es die Beschwerde eines weiteren Afrikaners gut – diesmal gegen das Verwaltungsgericht des Kantons Zürich.

Konkret geht es um den Fall eines 42-jährigen Mannes (das Bundesgericht nennt ihn «X.»), der nach eigenen Angaben aus Angola

stammt und die Schweizer Behörden jahrelang genarrt hat. Das damalige Bundesamt für Flüchtlinge (BFF) wies 1995 ein Asylgesuch des Mannes ab und forderte ihn auf, die Schweiz zu verlassen. Doch X. weigerte sich und sabotierte die Beschaffung der Ausreisepapiere. 2003 lehnte das BFF eine vorläufige Aufnahme ab, da sich der Betroffene geweigert habe, «mit den Behörden zu kooperieren», wie es im Urteil des Bundesgerichts heisst.

Auch der Kanton Zürich sah keinen Grund, dem renitenten X. eine Aufenthaltsbewilligung zu erteilen. Gleich zweimal, im März 2007 sowie im September 2010, wies das kantonale Migrationsamt Gesuche um eine sogenannte Härtefallbewilligung ab.

Wenige Monate später versuchte es X. erneut, diesmal auf anderem Weg. Am 7. Dezember 2010 wollte er beim Zivilstandsamt der



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Stadt Zürich ein Ehevorbereitungsverfahren einleiten. «Der dabei verwendete Pass», so hält das Bundesgericht fest, «erwies sich allerdings als Totalfälschung.» Ähnlich dreist war der Mann schon zuvor vorgegangen: Im Härtefallverfahren sagte er rundheraus, dass er sich um die für die Heirat benötigten Papiere «erst» bemühen werde, wenn ihm eine Aufenthaltsbewilligung erteilt worden sei.

Am 2. Februar 2011 beantragte X., wie das Bundesgericht schreibt, «ihm zwecks Heirat mit der Schweizerin Y. (geb. 1971) den Aufenthalt zu gestatten». Darauf trat das Migrationsamt des Kantons Zürich nicht ein. Der Mann habe keinen Anspruch auf eine Aufenthaltsbewilligung, befand das Migrationsamt.

X. akzeptierte den Entscheid noch immer nicht. Er reichte Rekurs bei der Sicherheits- und Justizdirektion des Kantons Zürich ein. Der Rekurs wurde abgewiesen – worauf X. Beschwerde beim Verwaltungsgericht einreichte.

Auch dieses stützte allerdings die Entscheide der Vorinstanzen – schliesslich hatten diese ja das Gesetz angewandt.

X. zog den Fall bis vor Bundesgericht und bekam in Lausanne mit dem erwähnten Urteil vom 23. Februar recht. Beteiligt waren drei Bundesrichter: Präsident Andreas Zünd (SP) sowie Florence Aubry Girardin (Grüne) und Yves Donzallaz (SVP) – eine linke Zweidrittelmehrheit.

In ihrer Urteilsbegründung berufen sich die Lausanner Richter prominent auf die Europäische Menschenrechtskonvention sowie auf Entscheide des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg («zur Vermeidung einer Verletzung von Art. 12 EMRK» [Recht auf Ehe, Anm. der Red.]). Dieses Recht ist allerdings auch in der schweizerischen Bundesverfassung verankert, und bisher waren weder der Bundesrat («Die Vorlage ist verfassungs- und EMRK-konform») noch das Parlament, noch die kommunalen und kantonalen Behörden, noch die verschiedenen juristischen Vorinstanzen der Ansicht, dass die Lex Brunner dieses Recht verletze. Doch offensichtlich gilt in Lausanne, was in Strassburg gilt – und nicht, was der Gesetzgeber in Bern beschliesst.

Das Urteil zwingt die Behörden, von geltenden Bestimmungen abzuweichen. «Der Entscheid des Bundesgerichts vom 23. November 2011 hat zu einer Änderung der Praxis geführt», bestätigt Marc Aurel Schmid, juristischer Sekretär und Kommunikationsbeauftragter des Zürcher Migrationsamts. Bisher, so Schmid, sei die Ausländerbehörde in derartigen Fällen vom «Vorrang des Asylverfahrens» ausgegangen, wie er im Asylgesetz festgeschrieben ist (Art. 14, Abs. 1).

Konkret heisst das: Illegal anwesenden Ausländern wurde gemäss dem Willen des Gesetzgebers keine Bewilligung erteilt, wenn sie geltend machten, eine Schweizerin heiraten zu wollen. Lausanne (alias Strassburg) kehrt das jetzt um: Es gewichtet das Recht auf Ehe höher als den Umstand, dass die Heiratswilligen rechtskräftig abgewiesen sind und gar nicht mehr in der Schweiz sein dürften. Sie dürfen nicht hier sein, aber sie dürfen hier heiraten, wozu sie doch hier sein dürfen – so die Logik des Bundesgerichts. Die Folgen des Lausanner Urteils bekommen auch die Schweizer Botschaften zu spüren, vor allem in Ländern, in denen häufig Zweifel an der Echtheit von Papieren bestehen. Denn die Botschaften erbringen Leistungen im Auftrag der Kantone, etwa die Prüfung von Dokumenten. «Bisher gaben uns die Kantone in Übereinstimmung mit den Gesetzen keine Aufträge, wenn es um Illegale ging», sagt ein Schweizer Botschafter, der nicht genannt sein will. Das habe sich jetzt geändert.

Dienstleistungen für Illegale: Das ist so ziemlich das Gegenteil dessen, was das Parlament mit der Lex Brunner beabsichtigt hat. Lausanne trickst Bern aus, im Bandenspiel via Strassburg. ○

Die Wahrheit heisst Lüge

Im Fall der falschen Professorin hat «Waldau»-Chefin Regula Mader beim Titelschwindel mitgespielt und ihre Mitarbeiter bewusst angelogen.

Von Urs Paul Engeler

KIS-EPA

Beschlussprotokoll

UNIVERSITÄRE PSYCHIATRISCHE DIENSTE BERN

Projektname:	KIS-EPA	
Sitzung:	Auftraggeber	
Datum: 14.02.2012	Ort: Projektbüro KIS-EPA	Uhrzeit: 13.00 – 14.00
Sitzungsleiter/in:	▪ R. Mader, PD Dr. A. Aitorfer	
Teilnehmende:	▪ N. della Valle	
	▪ Prof. Dr. B. Schimmelmann	
	▪ PD Dr. Th. Müller	
	▪ Dr. C. Menzi	
	▪ Chr. Burr	
	▪ Ph. Lehmann	
	▪ Prof. Dr. I. Lütolf	

2. Vorstellung N. della Valle, Direktorin DDB & Prof. Dr. I. Lütolf, Leiterin QeM

- N. della Valle, Direktorin DDB: Frau della Valle ist Juristin und war bisher stellvertretende Direktorin des Bundesamtes für Polizei.
- Prof. Dr. Indira Lütolf, Leiterin QeM: Frau Lütolf ist Ärztin und Betriebswirtin sowie assoziierte Professorin an der Uni Bern. Die letzten 5 Jahre leitete sie das Leistungsmanagement, Controlling sowie das Medizincontrolling am Inselspital. Frau Lütolf hat von der GL den Auftrag, bis Anfang März ein Konzept für den Bereich Medizincontrolling, QM und E-Health zur optimalen Unterstützung der UPD zu erstellen.

«Assoziierte Professorin an der Uni Bern»: aus dem Protokoll der Universitätsklinik «Waldau».

An der Kadersitzung vom 14. Februar stellte Regula Mader (SP), die rabiate Regentin in der psychiatrischen Universitätsklinik «Waldau» (UPD), ihre neue Chefbeamtin Indira Lütolf-Junicic, die Verantwortliche für den Grossbereich Qualitätsmanagement (QeM), mit den folgenden Worten vor: «Prof. Dr. Indira Lütolf, Leiterin QeM: Frau Lütolf ist Ärztin und Betriebswirtin sowie assoziierte Professorin an der Uni Bern. Die letzten 5 Jahre leitete sie das Leistungsmanagement, Controlling sowie das Medizincontrolling am Inselspital.» So steht's im offiziellen Protokoll (siehe Ausriss oben).

Was Mader der über tausendköpfigen Belegschaft auftrug, war Lug und Trug. Die Ex-Jugoslawin, die nun vorgibt, in Bosnien-Herzegowina die Titel «Dr. med.» und «Prof. h.c.»

(Schutzbehauptung nach der ersten Enthüllung der *Weltwoche*) erworben zu haben, hat wohl nie eine Ausbildung zur Ärztin abgeschlossen; auf jeden Fall kann sie sich in der Schweiz nicht Ärztin nennen. Lütolf-Junicic ist mit Sicherheit nicht «assoziierte Professorin an der Uni Bern». Diesen Titel darf gemäss Universitätsstatut nur führen, wer a) eine Habilitation und b) Lehr- und Forschungstätigkeit vorweisen kann, wer c) hauptamtlich (zu mindestens 50 Prozent) an der Uni als Dozentin tätig ist, d) von der Fakultät evaluiert und e) von externen Gutachtern geprüft wurde.

Keines der fünf Kriterien erfüllt die falsche Professorin. Ein Telefonat mit Duzfreund Martin Täuber, Rektor der Universität Bern, hätte Mader genügt, um die Hochstaplerin

innert Minuten zu entzaubern. Auf Anfrage der *Weltwoche* erklärt die Universität auf jeden Fall schriftlich und klar: «Die Universität Bern bestätigt, Frau Lütolf-Junicic keine assoziierte Professur verliehen zu haben.» Dass die UPD-Chefin dies nicht getan hat, war wohl weniger Versäumnis als Kalkül. Lütolf-Junicic, die kurzzeitig auch als sporadische Dozentin durch Berner Fachhochschulen tingelte, hatte freundlicherweise die Diplomarbeit von Maders Mann Philipp Weder betreut. Die Anstellung der Unqualifizierten kann als Geschenk betrachtet werden.

Die Mär von der Herzspezialistin

Die Rolle, welche die angebliche Spitzenkraft Lütolf-Junicic am Inselspital spielte, verheimlichen die Verantwortlichen seit Wochen konsequent: «Datenschutz!». Tatsächlich arbeitete Lütolf während einiger Zeit als Medizincontrollerin am Berner Inselspital, und zwar im Kinderspital. Gemäss detaillierten Hinweisen aus diesem Departement hatte sie den Status einer Sachbearbeiterin ohne Führungsfunktion. Lütolf, die dort auch die Mär verbreitete, sie operiere mit dem berühmten Herzspezialisten Thierry Carrel, war also weit entfernt von der Stufe einer Leiterin des Grossbereichs Leistungsmanagements, Controllings und Medizincontrollings. Hätte man gewollt, wäre auch dies rasch abzuklären gewesen.

Warum?

Es bleiben fünf Fragen und vier Mutmassungen:

Warum wurde die Titelschwindlerin ohne jede Prüfung der offensichtlich unwahren Angaben angestellt? Aus Gefälligkeit.

Warum hat «Waldau»-Chefin Regula Mader nie öffentlich gemacht, dass Indira Lütolf sich «Professorin an der Uni Bern» und Chefcontrollerin am Inselspital betitelt? Weil Mader am Lügengespinnst mitgeflochten hat.

Warum halten die «Waldau»-Leitung und deren Aufseher, der kantonale Gesundheitsdirektor Philippe Perrenoud (SP), die Öffentlichkeit seit einem Monat mit Scheinabklärungen und Null-Informationen zum Narren? Weil Sozis sich gegenseitig decken müssen.

Warum ist die falsche Chefcontrollerin, die Zusatzferien und immer noch Lohn bezieht, nicht längst entlassen worden? Weil damit das Ende der Herrschaft Maders besiegelt wäre.

Wie lange lässt Bern sich diese Narretei noch gefallen? ○



Gefälligkeit: Klinikleiterin Mader.



Falsche Professorin: Chefbeamtin Lütolf.

Persilschein für eine Intrige

Der Zürcher Universitätsrat hat die Entlassung von SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli abgesegnet. Die Aufsicht allerdings ist zahlos. Ratspräsidentin und SP-Regierungsrätin Regine Aeppli wirkt nicht unbefangen. Und Mörgeli sollte schon früher abgesägt werden. *Von Lucien Scherrer*

Für den Universitätsrat der Uni Zürich ist der Fall klar: Bei der Entlassung von SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli ist alles mit rechten Dingen zugegangen. Die Auflösung des Arbeitsverhältnisses sei «geboten» gewesen, verkündete das Gremium am 24. Oktober. Und: «Für den Universitätsrat liegen keine Anhaltspunkte für politische Hintergründe der Kündigung vor.» Die Medien zitierten folgsam und gingen zur Tagesordnung über. «Der Sturm hat sich wieder etwas gelegt», stellte der *Tages-Anzeiger* fest, der Mörgeli mit einer Artikelserie demontiert hatte.

Dabei wirft die Mitteilung mehr Fragen auf, als sie beantwortet. Mörgeli, der seit 1985 das Medizinhistorische Museum leitete, ist am 21. September entlassen worden, wegen «ungenügender Leistungen» und «Verletzung der Loyalitätspflichten». Allerdings gibt es Indizien, dass sein neuer Vorgesetzter Flurin Condrau von politischen Motiven getrieben wurde (*Weltwoche* Nr. 39/12). Mörgeli hat die Entlassung vor der Rekurskommission der Hochschulen angefochten. Gleichzeitig hat die Staatsanwaltschaft ein Verfahren wegen Amtsgeheimnisverletzung eingeleitet, weil dem *Tages-Anzeiger* eine vertrauliche Mitarbeiterbeurteilung Mörgelis zugespielt worden war.

Mit dem Universitätsrat hat nun eine Instanz gesprochen, die nicht nur für die strategische Ausrichtung, sondern auch für die unmittelbare Aufsicht der Uni zuständig ist; geführt wird sie von Regierungsrätin Regine Aeppli (SP). Was der Universitätsrat unter «Aufsicht» versteht, hat jedoch wenig mit einer präzisen Durchleuchtung zu tun. Die sieben Mitglieder liessen sich von Rektor Fischer gemäss Pressemitteilung nur nochmals über die Gründe für die Entlassung «orientieren». Harte «checks and balances», wie dem Publikum suggeriert, sehen anders aus.

Christoph Mörgeli und sein Anwalt, Manfred Küng, wurden während dieser Überprüfung nicht angehört. Das sei auch gar nicht nötig, sagt der Aktuar des Universitätsrates, Sebastian Brändli: «Der Universitätsrat übt die unmittelbare Aufsicht aus. Im Rahmen dieser Funktion wird festgestellt, ob die Entscheide der Universitätsleitung logisch, nachvollziehbar und rechtlich vertretbar sind. Diese Frage wurde nach Anhörung des Rektors bejaht.» Der formelle Rechtsweg laufe über die Rekurskommission. Tatsächlich ist der Beschluss des Universitätsrates kein juristisches Urteil, das angefochten werden könnte.

Die Frage ist aber, ob es glaubwürdig ist, wenn ein Gremium, das als unabhängige Instanz auftritt, der Unileitung ohne genauere Abklärungen einen Persilschein ausstellt – zumal die Entlassung auch politisch hohe Wellen wirft und derzeit von einer kantonsrätlichen Kommission untersucht wird. Für Manfred Küng ist klar, dass zwei Mitglieder des Universitätsrates – Regine Aeppli und CVP-Nationalrätin Kathy Riklin – mit voreiligen Äusserungen in den Medien ihre Parteilichkeit bewiesen haben. Riklin, eine erklärte Gegnerin Mörgelis, hatte bereits vor dessen Rauswurf gegenüber *20 Minuten* erklärt, dass es für einen Nationalrat kaum möglich sei, ein 80-Prozentpensum an der Uni seriös zu erfüllen.

Nicht die erste Attacke gegen den SVPLer

Blidungsdirektorin Aeppli sagte zwei Tage vor der Kündigung, dass diese erst ausgesprochen werde, wenn eine zweite Mitarbeiterbeurteilung negativ ausfalle. Dabei war damals alles bereits beschlossene Sache, wie Rektor Fischer am 21. September bestätigte. Dass Aeppli davon nichts gewusst hat, ist eher unwahrscheinlich. So schreibt sie in einem Brief an Manfred Küng, dass sie vom Rektor als Präsidentin des Universitätsrates «regelmässig» über Personalfragen orientiert werde. Von der Causa Mörgeli habe sie zu «gegebener Zeit» Kenntnis genommen.

Trotzdem lehnte es der Universitätsrat ab, dass Riklin und Aeppli wegen Voreingenommenheit in den Ausstand treten, wie das Manfred Küng verlangt hatte. Somit verdichten sich die Anzeichen einer Intrige. Kürzlich hat die *Sonntagszeitung* eine Mitarbeiterbeurteilung zitiert, die Mörgelis Chef Condrau im Februar 2012 verfasste. Darin steht, dass Mörgelis Arbeitsvolumen «genügend» sei, dass er dem Prestige der Medizinhistorikerzunft aber schade.

Für den ehemaligen Zürcher Medizinprofessor Christian Sauter ist klar: «Eine Phalanx aus Aeppli, Fischer und Condrau hat Mörgeli abserviert.» Sauter deckte 1999 einen Titelbetrug an der Uni auf, was ihm viel Ärger, aber auch den *Prix Courage* einbrachte. 2001, so berichtet er, sei die Ernennung Mörgelis zum Titularprofessor beinahe verhindert worden – weil sich viele Fakultätsmitglieder an seiner politischen Einstellung störten. Es war nicht der letzte Versuch, den SVP-Politiker abzusägen. 2003 wollten zwei SP-Kantonsräte vom Regierungsrat wissen, ob er eine Schliessung des Medizinhistorischen Instituts in Betracht ziehe. Und falls nein, weshalb. Für eine Partei, die schon damals über das «Kaputtsparen» jammerte, eine eher ungewöhnliche Anfrage. Der Regierungsrat beantwortete sie angesichts von 10 000 bis 15 000 Besuchern jährlich negativ. Mörgelis Posten war gerettet – vorerst. ○



«Logisch nachvollziehbar»: Uni-Rektor Fischer, SP-Regierungsrätin Aeppli.

Sie nannten ihn Jesus

Balthasar Glättli ist der Mann der Stunde bei den Grünen. Der Zürcher Nationalrat weiss viel, spricht viel und will von der SVP lernen. Sein Kernthema ist die Asylpolitik. In Umweltthemen ist er weniger zu Hause. Von Daniela Niederberger



«Ich habe kein Haustier»: Nationalrat Glättli.

Seit knapp einem Jahr im Parlament, ist Balthasar Glättli auf allen Kanälen. In der SF-«Arena» diskutiert er über Asyl und Frauenquote, er wird, nach Schwächeanfällen und Rücktritten, befragt zur Arbeitsbelastung der Nationalräte, und sein silbrig glänzender Anzug (gekauft bei der Modekette Zara, im Ausverkauf) ist Medienthema.

In Wetzikon, hinter Lidl und Autohandel Kader, steht das Hotel Swiss Star. Hier tritt Glättli an einer SVP-Podiumsdiskussion gegen Christoph Mörgeli an. Im Saal ist kein Stuhl mehr frei. Vorne sitzen beide an einem Pult. Mörgeli sieht erholt aus, blaues Hemd, gelbe Krawatte und angeleuchtet. Daneben Glättli, dunkel gekleidet, bleich und aus irgendeinem Grund im Schatten sitzend. Mörgeli: «Wir zahlen mit den Asylmilliarden die organisierte Kriminalität.» Oder: «Da hämmer hüt es Rieseproblem: der typische Asylbewerber ist kriminell.» Glättli: «Unter den Asylbewerbern aus Tunesien hat es solche, die aus den Gefängnissen ab sind. Lachen Sie nicht! Das sind nicht die Asylsuchenden, für die ich mich einsetze. Aber was ich nicht verputze: Wenn man sagt, alle Asylbewerber sind kriminell. Schauen wir die Eritreer an...» Lachen im Saal. «... die sind am wenigsten kriminell.»

Später warnt Glättli: «Die Grundwerte einer humanitären Schweiz werden verraten.» In den Reihen tönt es: «Ououou!», «Schafseckel».

Als er sagt: «Vielleicht haben Sie grad irgendwo im Keller abgestaubt. Aber ich habe die Zeitung gelesen», hat Glättli die Lacher auf seiner Seite. Auch Mörgeli lacht: «Ich bin der einzige Professor, von dem die Linken erwarten, dass er abstaubt.» Glättli kommt in Fahrt, einmal ruft er «Gopfertaminomall!» Aber es will nicht so recht zu dem feingliedrigen Mann mit der eher hohen Stimme passen.

Tags darauf sagt Mörgeli am Telefon, er habe gern grüne Gegner, die seien «eher zweckmässig, weil sie weniger moralisieren» als SP-Leute. In der SVP fänden sich die «Praktiker der Natur», und darum kämen die Grünen nicht ungern zur SVP. Mit Glättli ist er per du, das sei er nicht mit allen Nationalräten.

Wie ein alter Schulkollege

Zwei Tage später in Zürich steht die Reporterin vor dem vereinbarten Restaurant und hält Ausschau. Dort, der Lange, der in sein Handy tippt, ist er das? Schritt um Schritt bewegt er sich vorwärts. Jetzt – «Grüezi, das Restaurant ist noch zu» – über die Strasse ins biedere Café «Mandarin». Balthasar Glättli kommt von der Probe, er spielt Geige in einem Trio. Er bestellt einen Espresso. Das Gespräch geht leicht, wie mit einem alten Schulkollegen. Glättli wirkt nicht wie einer, der so oder so wirken will.

Er erzählt, was ihn geprägt hat. Als er sechs Jahre alt war, erkrankte er an Leukämie. Am

29. November 1978 kam er ins Spital, vor Weihnachten durfte er heim. Die Eltern schenkten ihm eine Kinderbibel, «die las ich 17-mal von vorne nach hinten». Über Jahre musste er oft ins Spital, darum wurde «ich nicht der körperliche Ruch. Ich entdeckte die Welt der Bücher.»

Mit sechzehn Jahren gründete Glättli mit anderen eine Umweltgruppe: «WUM – Welt Umwelt Mitwelt». Es gab einen Filmklub («Damals war das etwas Besonderes, das könnte man heute nicht mehr machen»), man zeigte kritische Filme über Frauen im Islam und verkaufte am Dorfmarkt symbolische Hektaren zum Schutz des Regenwalds. Vor allem war Glättli aber ein aktiver Verfasser von «Eingesandt» und Leserbriefen.

So wurde man auf ihn aufmerksam. Nach den Grosseerfolgen von 1987 (Tschernobyl) wollte die Grüne Partei 1991 wieder eine Liste für die Kantonsratswahlen aufstellen und Sektionen gründen. In Bubikon hatten sie niemanden und fragten diesen jungen Mann an. Der sagte «Okay», aber er wolle nicht in die Partei eintreten. «Ich fürchtete, ich müsste meine Meinung an der Garderobe abgeben.» Glättli liess sich das Parteiprogramm schicken, und an der Gründungsversammlung streckte er auf und sagte: «Wenn man mich in den Vorstand wählt, würde ich der Partei beitreten.» So geschah es, und man trug ihm die Medienarbeit auf. Er erfand das «Grüne Telefon». Zu einer bestimmten Zeit konnte man eine Nummer wählen und mit einem Kandidaten reden.

Warum der schnelle Aufstieg des Novizen? «Weil er zeigte, dass er will und kann und Einsatz leistete», sagt Glättli selber.

Im Gymnasium nannte man ihn «Jesus», er trug lange Haare und Sandalen. Er trat schon damals gerne auf. In der grossen Pause spielte er auch mal Geige, um für die Bibelgruppe zu werben. Er war in die Leiterin verliebt, und als Bibelkenner (er konnte das Neue Testament auf Griechisch lesen, in einer zweisprachigen Ausgabe, aber immerhin) verwickelte er sie in theologische Diskussionen und versuchte sie «zu einem Christentum der Tat» zu überreden. Man sammelte Woldecken und verteilte sie mit Pfarrer Sieber auf dem Platzspitz.

Medienkampagnen und Wahlkampf sind immer noch Glättlis Stärken. Er machte Kampagnen für die Gewerkschaft VPOD, jetzt hat er eine Firma namens «politbüro kampagnen und webdesign». Das Motto: «einfach einfach».

Seinen Wahlkampf absolvierte Glättli mit Bravour. Nach 13 Jahren im Zürcher Gemein-

derat kandidierte er 2011 für den Ständerat und zog dann locker in den Nationalrat ein. Sein Parteikollege Markus Kunz bewarb sich auch. Das war vor den Sommerferien. «Ich ging fünf Wochen weg», sagt Kunz. «In der Zwischenzeit lobbyierte Glättli in der Partei. Als ich heimkam, hatte er schon einige Leute hinter sich. Ich nehme es ihm nicht übel. Er war einfach schneller.»

Kunz schwärmt von Glättli: «Er ist fleissig, diszipliniert, intellektuell brillant» und sei sich nicht zu schade, auf der Strasse zu stehen und Unterschriften zu sammeln. «Klar hat er einen selbstdarstellerischen Drang. Aber das muss ein guter Politiker haben.» Der grüne Nationalrat Geri Müller rühmt die «hohe Kompetenz und das integrale Denken» seines Kollegen. Bei allem Ehrgeiz gilt Glättli als gesellig.

Andere bemängeln, dass er in den zentralen grünen Themen nicht stark sei. ETH-Umweltwissenschaftler Bastien Girod, der zweite aufstrebende Zürcher Nationalrat, ist Experte für Klimapolitik. Glättlis Kernthema ist die Asylfrage. Nicht überall verstanden wird sein Hang, auf Facebook und Twitter zu allem seine Meinung zu sagen.

Vielwiser und ewiger Student

«Was ich nicht bin: Ich habe keinen Garten, kein Haustier, bin kein Natur- und Vogelfreund, sondern Stadtmensch», sagt Glättli.

Ihm gehe es um Nachhaltigkeit, darum, der nächsten Generation nicht die Spielräume zu nehmen. Raubbau an der Natur, Rohstoffabbau, das schaffe Sachzwänge.

Im Nationalrat hat er einen Vorstoss eingereicht zur Umsetzung der Städteinitiative für umweltfreundliche Mobilität. Mit Erfolg weibelte er gegen das Urheberrechtsabkommen Acta. Er brachte durch, dass Radstreifen in Gefahrenzonen rot eingefärbt werden. Und er fragte den Bundesrat an, was er gegen «Landgrabbing» unternehme. Was ist denn das? «Staaten und Konzerne, etwa China, aber auch Firmen wie Nestlé oder Glencore kaufen oder pachten fruchtbares Land in Afrika, das vorher den Bauern die Subsistenz garantierte.»

Und was kann der Bund da tun? Glättli spricht – etwas an der Frage vorbei – von den Überschüssen der Schweizer Bauern, die als subventionierte Exporte auf den «Weltmarkt geworfen» würden. Die Einkommensverluste in der Subsahara wegen Billigstimporten aus dem Norden beliefen sich von 1985 bis 2005 auf 272 Milliarden Dollar. «Das Spannende: In der gleichen Zeit flossen ebenfalls 272 Milliarden Dollar an Entwicklungsgeldern. Erst macht man die Strukturen kaputt, dann muss man dafür sorgen, dass die Leute nicht verhungern.»

Glättlis Wissen scheint unerschöpflich. Zwei Stunden vergehen, ohne dass er ins Stocken geriete, zu jedem Stichwort fällt ihm etwas

ein. Hin und wieder schliesst er die Augen. Ihn interessiert vieles, er läuft Gefahr, sich zu verzetteln. Bis 2015 muss er sein Philosophiestudium abgeschlossen haben. Jetzt ist er am Nebenfach deutsche Literatur. «Daran scheiterte ich schon in den neunziger Jahren», sagt er. Und zwar an der langen Leseliste deutscher Klassiker. Momentan liest er «Lucinde» von Friedrich Schlegel. «Schwülstig» sei das und «pubertär», grinst er.

Glättli weiss, dass er «kompliziert denkt». Er möchte seine Argumente einfacher überbringen. Meister darin sei Christoph Mörgeli. Darum sagte Glättli nicht nein, als er nach Wetzikon eingeladen wurde. «Für mich ist das ein *reality check* und eine Challenge.» Und überhaupt gebe es nichts Schlimmeres, als im eigenen Saft zu schmoren, im Insiderzirkel zu bleiben, bei denen, «die mich eh cool finden und sagen: <Super hast du es wieder gesagt.>»

Beim Abschied ein kräftiger Händedruck und die Frage, ob er den Artikel vorher sehen könne. Es gehe ihm um etwaige Fehler, er lasse der Autorin ihre Wertung. «Wenn Sie etwa finden, ich trete arrogant auf, ist das Ihre Einschätzung.» Als man verneint, platziert er den Hinweis, dass nun halt die Verantwortung bei der Reporterin liege und Fehler später korrigiert werden müssten. Nochmals ein Händedruck, fast schon unangenehm kräftig diesmal. ○



Bernardo Bellotto, Detail aus «Das Gartenpalais Liechtenstein in Wien», 1759/60
© LICHTENSTEIN - The Princely Collections, Vaduz, Vienna

Wann ist es Zeit für eine Bank,
die Sie ein Leben lang begleitet?

Wenn Sie einen Partner suchen, dem Sie jederzeit vertrauen können.
Nehmen Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich
und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Per Segelschiff durch die Galaxis

Der in der Schweiz lehrende Ben Moore ist ein schillernder Popstar der Astrophysik. Er ist überzeugt, dass ausserirdisches Leben bald nachgewiesen werden kann. Die Menschheit, glaubt er, müsse fremde Planeten besiedeln, um zu überleben. *Von Rico Bandle und Herbert Zimmermann (Bild)*

In Socken steht er an seiner Wohnungstür. «Hi, I'm Ben», begrüsst er seinen Gast mit einem spitzbübischen Lächeln. Hinter einer milchglasigen Vitrine im Flur steht eine totenkopffartige Maske aus dem Horrorfilm «Scream». Das Wohnzimmer ist vollgestellt mit elektronischen Musikinstrumenten, die Wohnung wirkt eher wie eine schicke Studenten-WG als wie das Zuhause eines international renommierten Wissenschaftlers.

Ben Moore ist Professor für Astrophysik an der Universität Zürich. An einem selbstentwickelten Supercomputer simuliert er die Entwicklung des Universums und erforscht den Ursprung unserer Welt. Mit seinen populären Vorträgen und seinem neuen Buch «Elefanten im All» ist der Brite auf dem besten Weg, zu einem Popstar der Wissenschaft zu werden. Moore hat eine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte von allem. Vom Anfang bis zum Ende unseres Daseins. Und er tut das voller Witz und ansteckender Leidenschaft.

Herr Moore, Sie befassen sich mit Ereignissen, die Milliarden von Jahren zurückoder in der Zukunft liegen. Es muss für Sie frustrierend sein, im besten Fall nur hundert Jahre zu leben.

Ja, das ist es. Ganz abgesehen davon, dass mir das Leben ausgezeichnet gefällt: Ich würde gerne wissen, wie die Welt in ein paar tausend Jahren aussieht, was die Menschen bis dann alles zustande gebracht haben. Die Fortschritte in der Wissenschaft sind enorm, gerade in meinem Bereich.

Was glauben Sie, welches ist die bahnbrechendste Entwicklung, die Sie zu Lebzeiten noch erleben werden?

In zehn bis zwanzig Jahren werden wir den Nachweis für ausserirdisches Leben erbringen können, da bin ich mir sicher. Das wird spektakulär werden und auf der ganzen Welt hohe Wellen werfen.

Was macht Sie so sicher?

Unsere Beobachtungen und Berechnungen haben ergeben, dass es im Universum Milliarden von Planeten gibt mit einer lebensfreundlichen Umgebung. Das heisst, es gibt Wasser, und die Temperatur bewegt sich in einem Bereich, in dem dieses in flüssigem Zustand vorhanden ist, was für das Leben, wie wir es kennen, nötig ist. In den letzten Jahren haben wir nachgewiesen, dass viele dieser Planeten über eine Atmosphäre verfügen, ähnlich der Erde. Die grosse Frage ist

nun: Hat sich auf einem dieser Planeten Leben entwickelt? Und wenn nicht: Warum nicht? Ich bin aber fest davon überzeugt, dass es da draussen Leben gibt. Es gibt keinen vernünftigen Grund, weshalb sich Leben bloss auf der Erde entwickelt haben sollte.

Weshalb hat man dann bisher noch kein einziges Lebenszeichen gefunden?

Vor siebzig Jahren haben wir begonnen, Radio- und TV-Signale auszusenden, die sind nun mittlerweile also siebzig Lichtjahre weit gewandert – was, das Universum betreffend, erst eine kurze Distanz ist. Die möglichen Gründe, weshalb noch keine Antwort eingetroffen ist, sind vielfältig: Die Signale haben die intelligenten Wesen noch nicht erreicht, diese haben keine Lust, uns zu antworten, vielleicht schauen sie auch gar kein Fernsehen ...

Vielleicht gibt es zwar Lebewesen auf fremden Planeten, aber die sind nicht intelligent.

Das ist durchaus möglich. Intelligenz heisst, dass es Lebewesen gibt mit einem Ich-Bewusstsein, die sich auch in Bereichen weiterentwickeln, die nicht dem reinen Überleben dienen, die über die eigene Herkunft nachdenken können, über die Weiten des Universums. Wir wissen bis jetzt nicht, weshalb wir intelligent geworden sind und was der Nutzen der Intelligenz in der Evolution ist. Obschon es möglich ist, dass wir die einzigen intelligenten Lebewesen im Universum sind, würde mich das doch sehr erstaunen.

Wie wird der Nachweis für extraterrestrisches Leben erfolgen, falls die Ausserirdischen sich nicht bei uns melden? Mit dem Fernrohr sind sie ja nicht sichtbar.

Eine Möglichkeit ist, das Lichtspektrum zu beobachten, das von einem Planeten ausgestrahlt oder reflektiert wird. Daraus können wir auf die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre des Planeten schliessen und die Präsenz von Biomarkern ermitteln. Das sind chemische Kombinationen, die nur dann auftreten, wenn auf der Oberfläche des Planeten auf Wasser und Kohlenstoff basierendes Leben existiert, also das Leben, wie wir es kennen. Für solche Messungen braucht es hochempfindliche neue Teleskope, aber solche Entwürfe sind bereits auf einem guten Weg.

Letzte Woche hielt Moore einen öffentlichen Vortrag an der ETH Zürich. Der Andrang war riesig. Zwei Drittel der Zuhörer waren weiblich. Als «Bibel für die Ungläubigen» wurde sein Buch angepriesen. Er sagt, Gott sei bloss

erfunden worden, um Dinge zu erklären, die die Menschen nicht verstanden hätten. Doch um Glauben oder Nichtglauben geht es bei ihm nicht. Sondern um Neugier auf unsere Herkunft, Lust am Denken und am Entwerfen von Szenarien für die Zukunft.

Man weiss mittlerweile sehr viel über die Entwicklung des Universums, die ersten Millisekunden nach dem Urknall bleiben aber ein Rätsel. Diese zu erforschen, bezeichnen Sie als die grösste Herausforderung der Kosmologie. Was ist an diesen ersten Millisekunden so interessant?

Erst einmal erachte ich es als eine der grössten Errungenschaften der Menschheit, dass wir bereits so viel über das Universum herausgefunden haben: Wir verstehen die Entstehung der Atome, wissen über die Zusammensetzung von Planeten Bescheid, über Sterne und Galaxien. Wir können die Entstehung des Universums bis zu einer Millisekunde vor dem Urknall in unseren Modellen rekonstruieren, dann scheitern wir mit unseren Theorien. Es herrschten Extremkonditionen, die wir auf der Erde schlicht nicht rekonstruieren können. Die Energie war so hoch: Diesen Zustand können wir auch im besten Teilchenbeschleuniger nicht annähernd simulieren. Mein Team und ich – und wohl viele andere Leute auch – würden gerne wissen, wo das Universum herkommt. Vielleicht werden wir es nie herausfinden – aber wir geben nicht auf.

Haben Sie eine Vermutung?

Wir wissen nicht, ob die Entstehung des Universums bloss eine Zufallserscheinung ist. Wir wissen aber, dass man, wenn man sämtliche Energie des Universums zusammenrechnet, positive und negative, auf null kommt. Das heisst, das Universum könnte tatsächlich aus dem Nichts entstanden sein. **Sie schildern in Ihrem Buch, dass die Materie eine Sekunde nach dem Urknall noch so dicht war, dass die gesamte Masse unserer Galaxie in einer Kaffeetasse Platz hatte. Was sagen Sie jemandem, der dies als Spinnerei, als eine Art Ersatzreligion, abtut?**

Ich würde ihm erklären, dass dies nicht einfach jemand erfunden hat, sondern es dem Wissen aus Hunderten Jahren Forschung entspricht. Alle Berechnungen besagen, dass das Universum einmal unglaublich dicht sein musste, damit all das entstehen konnte, was wir am Sternenhimmel sehen. Die Urknalltheorie hat bisher sämtlichen Beobachtungen und Berech-

Bertrands Theorem

for $r(\theta)$: $\frac{d^2(\frac{1}{r})}{d\theta^2} + \frac{1}{r} = -\frac{mr^2}{l^2} f(r)$

$u = \frac{1}{r}$: $\frac{d^2 u}{d\theta^2} + u = -\frac{m}{l^2} \frac{d}{du} V(\frac{1}{u})$

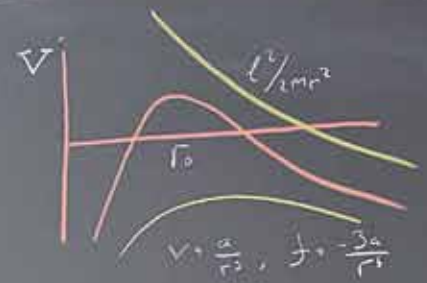
$u) = -\frac{m}{l^2} \frac{d}{du} V(\frac{1}{u}) = -\frac{m}{l^2} f(\frac{1}{u})$, $\frac{d^2 u}{d\theta^2} + u = J(u)$

for a circular orbit: $\frac{d^2 u}{d\theta^2} = 0 \Rightarrow u = J(u)$

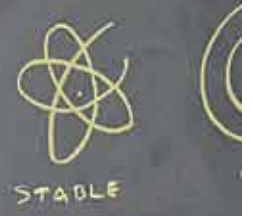
consider perturbations: $J(u) = u + (u-u_0) \frac{dJ}{du} + O(u-u_0)^2 + \dots$

$u-u_0 = x$: $\frac{d^2 x}{d\theta^2} + x \frac{dJ}{du}$, $\frac{d^2 x}{d\theta^2} + \beta^2 x = 0$, where $\beta^2 = 1 - \frac{du}{dJ}$

β^2 is soluble !! β^2 is for exponential unstable / bounded stable solutions



β must be rational



$\rightarrow \frac{d^2 x}{d\theta^2} + \beta^2 x = \frac{x^3 J''}{2} + \frac{x}{6}$

$x = a \cos \beta \theta$, the fundamental term; $a_1 \cos \beta \theta + a_2 \cos 2\beta \theta + a_3 \cos 3\beta \theta + \dots$

Subst:

«Ich träume von einem Forschungszentrum in den Schweizer Alpen, wo die weltbesten Wissenschaftler zusammenkommen»: Physiker Moore.

nungen standgehalten, was man bei allen anderen Theorien nicht sagen kann.

95 Prozent des Universums bestehen aus dunkler Materie und dunkler Energie. Das tönt unheimlich.

Bleiben wir bei der dunklen Materie, damit befasse ich mich seit zwanzig Jahren. Unheimlich daran ist nur der Name. Wir wissen, dass es eine Materie im Raum gibt, die nicht die Eigenschaft jener Materie hat, die wir kennen, zum Beispiel, was die Gravitation betrifft. Es muss diese Materie geben, nur haben wir sie in den Labors noch nicht nachweisen können. Dies ist in der Physik nichts Spezielles. Man beobachtet ein Phänomen, zum Beispiel Radioaktivität, die Theorie dazu verlangt nach einem bisher unbekanntem Teilchen, zum Beispiel dem Neutrino. Forscher suchen dann das Teilchen und finden es oft erst Jahrzehnte später. Ich glaube, die dunkle Materie wird man irgendwann auch finden, das wird ebenfalls eine der grossen Entdeckungen sein in nächster Zeit.

Das Universum dehnt sich immer schneller aus. Wie muss man sich die Grenze des Universums vorstellen? Stösst man dort an eine Wand? Was ist dahinter?

Wir können nur so weit ins Universum sehen, wie das Licht in den 13,7 Milliarden Jahren seiner Existenz gereist ist. Das Universum könnte unendlich sein, ohne Grenzen. Wenn es das nicht ist, dann können wir dennoch nie seine Grenzen beobachten oder gar erreichen. Hypothetisch gesehen ist nichts ausserhalb, und an den Grenzen des Universums wäre der Raum dermassen gekrümmt, dass man als Reisender wieder an seinen Ausgangspunkt zurückkehren würde. Unser Verständnis von Raum taugt nicht, um sich die Expansion des Universums vorzustellen.

Das Universum besteht seit 13,7 Milliarden Jahren. Um diesen riesigen Zeitraum anschaulich zu machen, packt ihn Moore in seinem Buch in einen 24 Stunden dauernden Tag. Um 0 Uhr war der Urknall. Eine Stunde nach Mitternacht erscheinen die ersten Galaxien, um 9 Uhr bildet sich die Milchstrasse, um 16 Uhr unsere Sonne, um 16:00:01 Uhr die Erde. Um 16:30 Uhr entstehen die ersten komplexen Moleküle, der Ursprung des Lebens. Um 23:05 Uhr erscheinen die ersten Tiere, erst um 23:59:59 Uhr, also eine Sekunde vor Ende des Tages, der Homo sapiens. Aber wie geht die Geschichte weiter? Wie lange wird der Mensch noch überleben?

Sie sind überzeugt, dass die Menschheit irgendwann fremde Planeten besiedeln muss, um zu überleben. Das Problem ist nur, dass diese Planeten sehr weit entfernt sind. Der nächste Stern, Alpha Centauri, ist 4,4 Lichtjahre von uns entfernt.

Erst vor wenigen Wochen haben Genfer Astronomen einen Planeten gefunden, der Alpha Centauri umkreist. Mit einem Space Shuttle, unserer schnellsten Rakete, würde es hunderttausend Jahre dauern, um dorthin zu gelangen. Wir verfügen aber bereits über die Technologie, damit ein Raumschiff zehn Prozent der Lichtgeschwindigkeit erreichen kann, was ein Vielfaches der Geschwindigkeit heutiger Raketen ist. Damit wäre man in fünfzig Jahren bei dem Alpha-Centauri-Planeten, also innerhalb eines Lebenszyklus.

Eine der Technologien, die Sie nennen, ist das Segel-Raumschiff. Ein enorm starker Laserstrahl wird von der Erde aus auf das Segel gerichtet, was das Raumschiff antreiben soll. Das tönt wie Science-Fiction.

Laserbetriebene Segelschiffe sind zwar sehr schwierig zu bauen und exorbitant teuer, aber sie funktionieren. Wir wissen, dass Lichtteile (Fotonen) beim Aufprall auf ein Objekt einen winzigen Impuls weitergeben. Der ist so schwach, dass wir ihn nicht spüren können. Die Laser müssten extrem stark sein, gemäss Berechnungen würden sie einen grossen Teil der heutigen Energieproduktion des gesamten Planeten verschlingen. Die Beschleunigung würde sehr langsam vor sich gehen, doch die Geschwindigkeit würde sich laufend erhöhen. Die andere mögliche Technologie, den nuklearen Pulsantrieb, können wir uns besser vorstellen: Man zündet ein paar Atombomben unter dem Raumschiff, die Schockwellen speidieren es dann mit atemberaubendem Tempo zum gewünschten Ziel.

Wer will schon einen grossen Teil seines Lebens in einem Raumschiff verbringen?

Es wird mehr als genug Freiwillige geben. Das Erlebnis, einen Planeten ausserhalb unseres Sonnensystems zu betreten, ist einzigartig. Man würde als herausragender Mensch wahrgenommen.

Sie schreiben, unsere Galaxie zu bevölkern, würde zehn Millionen Jahre dauern.

Wir müssen damit ja noch nicht heute beginnen. Es geht mir darum, das Potenzial zu zeigen, über das die Spezies Mensch verfügt, wenn sie ihre Technik weiterentwickelt. Wenn wir die Fortschritte der letzten Jahrzehnte betrachten, so glaube ich, dass viele Science-Fiction-Autoren die Möglichkeiten der Zukunft sogar untertreiben.

Nebst der Besiedelung fremder Planeten muss auch die Erde geschützt werden, damit unsere Spezies darauf überleben kann. In Ihrem Buch beschreiben Sie die Abwehr von Asteroiden, die auf die Erde zusteuern. Dies ist ein bekanntes Szenario. Weniger bekannt ist, dass man die Erde irgendwann weiter von der Sonne wegschieben muss, da die Sonne immer heisser wird.

Sollte die Menschheit bis dahin überleben, wäre dies tatsächlich eines Tages nötig: In etwa einer Milliarde Jahren ist die Sonne so

heiss, dass das Wasser auf der Oberfläche der Erde verdampft. In der Theorie weiss man, wie so etwas funktionieren könnte.

Wird die Menschheit in zehn Millionen Jahren noch existieren?

Weshalb nicht? Es gibt keinen objektiven Grund, weshalb wir aussterben sollten – ausser wir rotten uns selbst aus. Prekär werden die Lebensverhältnisse erst in ein paar Milliarden Jahren. Was aber stimmt: Viele Tierarten überdauern nicht sehr lange, im Durchschnitt sterben sie in weniger als einer Million Jahren aus. Was sollte aber die Menschheit stoppen, ausser die Menschheit selbst?

Ben Moore ist eine schillernde Figur. Unter dem Namen «Professor Moore» macht der Brite Musik, 2010 tanzte er an der Zürcher Street Parade mit seinen Studenten auf einem eigenen «Urknall-Mobil». Er beriet die Uhrenfirma IWC bei der Entwicklung einer 750 000 Franken teuren Armbanduhr, deren Rückseite einen auf eine beliebige Position einstellbaren, rotierenden Sternenhimmel zeigt.

Seine Vielseitigkeit und sein Talent, Laien für sein komplexes Forschungsgebiet zu begeistern, machen ihn zu einer gefragten Persönlichkeit. Nie gibt er seinen Gesprächspartnern das Gefühl, unklug oder unwissend zu sein. Wenn man einwendet, man verstehe dieses oder jenes nicht, so lacht er und sagt in charmanter Bescheidenheit: «Ich auch nicht.»

Sie sind Astrophysiker, wissen aber auch sehr viel über Neurologie, biologische Evolution und Philosophie. Dieser universale Ansatz ist selten geworden. Ist das ein Problem?

Ja. Für mich ist die Zusammenarbeit sehr wichtig. Wir verfügen zum Beispiel über das Know-how, auf einem der besten Supercomputer der Welt hochkomplexe Vorgänge zu simulieren. Dieses Know-how gebe ich gerne den Neurowissenschaftlern weiter, schliesslich ist das Hirn ähnlich komplex. In der Zusammenarbeit verschiedener Fachrichtungen liegt ein riesiges Potenzial, trotzdem findet sie nur selten statt. Ich habe eine Lösung für das Problem, allerdings eine sehr kostspielige: Ich träume von einem Forschungszentrum in den Schweizer Alpen, wo die weltbesten Wissenschaftler aus verschiedenen Fächern zusammenkommen und an einem bestimmten Problem arbeiten. In den USA gibt es das schon, zum Beispiel das Santa Barbara Center. Es wäre grossartig, so etwas in der Schweiz zu installieren, allerdings kostet ein solches Center etwa hundert Millionen Franken.

Genau der Betrag, den die ETH eben bekommen hat ...

Ja, ich wüsste sehr genau, wie ich das Geld sinnvoll einsetzen könnte.

Sie beklagen, dass nach den alten Griechen, die bereits sehr viel über das Universum

wussten, 1500 Jahre «religiöse Verblendung» folgten, in der alles Wissen verlorenging. Erst in der Renaissance setzten Vernunft, Neugier und damit auch wissenschaftlicher Fortschritt wieder ein. Könnte eine solche dunkle Phase wiederkommen?

Diese Gefahr besteht tatsächlich. In den USA gibt es Schulen, in denen die Evolutionstheorie nicht unterrichtet werden darf. Und in Italien wurden Wissenschaftler eben dafür verurteilt, dass sie ein Erdbeben nicht vorausgesehen haben. Bloss: Ein solches Erdbeben kann man gar nicht voraussehen. Das sind schon beängstigende Vorgänge.

Wie beurteilen Sie die Forschungssituation in der Schweiz?

Wir werden von allen beneidet, besonders in den USA gab es in den letzten Jahren beträchtliche Kürzungen im Forschungsbereich. Die besten Leute der Welt kommen zu uns, das ist für mich natürlich wunderbar. In meinem Bereich, der computergestützten Astrophysik, gehören wir zu den Besten der Welt. Es ist nicht selbstverständlich, dass ein Bereich, der keinen unmittelbaren Nutzen für die Wirtschaft verspricht, dermassen intensiv gefördert wird.

Bringt die Astrophysik tatsächlich keinen Nutzen? Die ganze Atomtechnik stammt doch aus ihrem Bereich.

Oft dauert es Jahre, bis man den Nutzen erkennt. Wir arbeiten aber nicht mit dem Ziel, dass man unsere Forschungsergebnisse gewinnbringend einsetzen kann. Umso wichtiger ist es, dass wir der Gesellschaft die Forschungsergebnisse zugänglich machen in einer Sprache, die die Leute auch verstehen.

Ihre akademische Laufbahn führte Sie via Seattle, Berkeley und Durham (England) nach Zürich, wo sie mit erst 35 Jahren eine neue Forschungsgruppe für Astrophysik ins Leben riefen. Wie kam es dazu?

Die Möglichkeit, eine eigene Forschungsgruppe aufzubauen und dabei auf die besten Leute der Welt zurückgreifen zu können, war eine einmalige Chance. Als ich vor zehn Jahren in Zürich anfang, war ich alleine, mittlerweile arbeiten rund vierzig Leute an unserem Institut, vom Doktoranden bis zum Professor. Die Infrastruktur hier ist grossartig – und man stellte mir Geld zur Verfügung, um einen eigenen Supercomputer zu bauen. Mittlerweile haben wir das Problem, dass die jungen Leute alle hierbleiben möchten. Ich habe einige grossartige Postdoktoranden, die Professuren an Top-Universitäten in aller Welt angeboten bekommen haben, die aber nicht weg wollen. Auch mir geht es so: Vor wenigen Jahren hat mich die Harvard University für eine Professur angefragt – hier ist das Forschungsumfeld und die Infrastruktur viel attraktiver.

Kurz nachdem Moore seine Professur in Zürich angetreten hatte, plante er die Anschaffung eines Supercomputers. Bloss: Ein solches Gerät war unglaublich teuer. Bei einem Bier mit seinem Kollegen Joachim Stadel in der Bar «El Lokal» entschloss sich Moore, selbst eines zu bauen. Noch in der Bar skizzierte Stadel den Entwurf für einen der leistungsfähigsten Rechner der Welt. Kurz darauf schraubte das gesamte Institut einen Computer nach diesen Plänen zusammen. Sieben Jahre lang war die «zBox» im Einsatz. In diesen Wochen wurde der Hochleistungsrechner ersetzt, wieder durch ein selbstkonstruiertes Modell.

Weshalb haben Sie wieder einen Supercomputer selbst gebaut?

Dadurch kostete er nur 750 000 Franken. Hätten wir ihn fertig gekauft, hätte er mindestens eine Million Franken mehr gekostet. Es war grossartig, zu sehen, wie unser

ganzes Team an dem Computer Teile zusammenschraubte. Wir sind alle sehr aufgeregt wegen der neuen Maschine.

Was kann der Computer, was der alte nicht konnte?

Wir können viel grössere und detailreichere Simulationen machen. Die Rechenleistung entspricht etwa jener von 3000 handelsüblichen Personal Computern oder einem Prozent des menschlichen Gehirns. Wir kommen dem Gehirn immer näher ...

Die Computer werden das menschliche Gehirn bald überflügeln.

Ja, sicher. Davor muss man sich aber nicht fürchten. Unheimlich würde es erst, wenn man eine Software entwickeln könnte, damit der Computer auf eine intelligente Weise mit seinem Umfeld in Kontakt treten kann und eine Art Selbstbewusstsein erhält. Ich weiss aber nicht, ob dies je möglich wird. Aber sicher werden wir das Hirn bald mit einem Computer sinnvoll verbinden können.

Selbst wenn wir das Überleben unserer Spezies dank laserbetriebenen Segelschiffen, dem Verbinden des Hirns mit Computern oder anderer Technik verlängern können, irgendwann ist endgültig Schluss. Zehn Billionen Jahre nach dem Urknall werden alle Sterne in unserer Galaxie verglüht sein; es bleiben Kälte und Dunkelheit. Angesichts der Weite des Universums und des riesigen Zeithorizonts erweist sich unser Leben ohnehin als lächerlich unbedeutend. «Deshalb», sagt Moore, «sollte man jeden Augenblick des Lebens in vollen Zügen geniessen.»



Ben Moore

Elefanten im All – Unser Platz im Universum. Kein & Aber. 380 S., Fr. 32.90
www.astroparticle.net



SANTA LUCIA Teatro

In der neuen Santa Lucia Teatro im Schauspielhaus. Finden Sie alle Köstlichkeiten der italienischen Küche. Pasta, Pizza, Risotto, Prosciutto, Scaloppine...

Und Ausschnitte aus dem grossartigen Lebenswerk. Unserer Freundin und Kunstmalerin Hanny Fries. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Santa Lucia Teatro | Rämistrasse 32 | 8001 Zürich
T 044 262 04 44 | www.bindella.ch

Sex, wie wir ihn noch nie sahen

Die junge Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin Lena Dunham entspricht nicht dem amerikanischen Schönheitsideal. Trotzdem ist sie der neue Liebling Hollywoods. Ihre Fernsehserie «Girls» wird gefeiert, und die Autorin gilt als «Stimme ihrer Generation». *Von Lars Jensen*

In der Fernsehserie «Girls» spielt Lena Dunham eine 23-jährige Hochschulabsolventin namens Hannah. Ein verwöhntes Mädchen, das nach Brooklyn kommt, um Literaturstar zu werden, zunächst aber mit einem unbezahlten Praktikum in einem kleinen Verlag vorliebnimmt und an seinem «Projekt» arbeitet: den eigenen Memoiren. In der ersten Episode von «Girls» erklärt Hannah ihren Eltern: «Ich denke, ich bin die Stimme meiner Generation. Oder zumindest eine Stimme. Einer Generation.» Die Eltern schauen sich beschämt an – wen interessieren die Memoiren eines Mädchens, das noch nichts erlebt hat – und entziehen ihrer Tochter die Unterhaltszahlungen.

Lena Dunham, die auch das Drehbuch zu «Girls» schrieb, Regie führte, produzierte und die finale Version schnitt, statet ihre Heldin mit einer Psyche aus, die zwischen Überheblichkeit und Selbstzweifeln pendelt. Sie nervt ihre Umwelt mit übertriebenem Anspruchsdenken. Dunham kennt Mädchen mit Hannahs Charaktereigenschaften sehr genau: «Girls» beschreibt den nur milde verfremdeten Alltag von Lena Dunham – wie er vor etwa vierzehn Monaten aussah.

In der Zwischenzeit war «Girls» für fünf Emmys nominiert und entwickelte sich zum Hit des Jahres von Home Box Offices (HBO), mit Einschaltquoten, die der Sender seit «The Sopranos» und «Sex and the City» nicht mehr erreicht hatte. Dunhams humoristisches Talent wird verglichen mit dem von Woody Allen und Larry David, den beiden jüdischen Chefhumoristen New Yorks. Das Magazin *New York* nannte die Show «ein Juwel», die *New York Times* erklärte Lena Dunham zur «Stimme ihrer Generation».

Memoiren für 3,6 Millionen Dollar verkauft

Vor wenigen Wochen verkaufte die 26-Jährige ihre Memoiren mit dem Titel «Not That Kind of Girl: A Young Woman Tells You What She's Learned» an Random House. Für 3,6 Millionen Dollar. Noch nie bekam eine Frau in Dunhams Alter für ihr literarisches Debüt auch nur annähernd so viel Geld geboten. Random House spekuliert darauf, mit «Not That Kind ...» den Erfolg von Tina Feys «Bossypants» wiederholen zu können.

Lena Dunham muss nun erst mal den Ruhm verdauen und überlegen, was sie mit dem Geld anstellen soll. Derzeit wohnt sie noch bei ihren Eltern in einem Loft in Tribeca. «Ich suche eine Wohnung», erzählte sie in David Lettermans Talkshow. «Aber ich fühle mich so wohl bei

meinen Eltern. Und die wollen mich auch nicht loswerden.» Und sonst so? Dunham gibt viel Geld aus für Kleider von Comme des Garçons und Céline, denn für Designermode hat sie eine Schwäche. Im Alter von elf Jahren tauchte sie in einer Fotostrecke der amerikanischen *Vogue* auf, die von modebesessenen Kindern handelte. Ihr Babysitter war der Designer Zac Posen. Endlich kann sie diese Leidenschaft ausleben.

Dunham sagt, dass ihr Stil von «Seinfeld» und «Curb Your Enthusiasm» ebenso beeinflusst wurde wie von Fassbinder und Mike Leigh. Um

zu verstehen, was «Girls» zum kulturellen Phänomen des Jahres macht, müssen wir uns jedoch an ein kurzes Video mit dem Titel «The Fountain» zurückerinnern, das Dunham 2007 am Oberlin College in Ohio drehte, wo sie Creative Writing studierte. Dunham klettert nackt in eine Fontäne, wäscht sich und putzt sich die Zähne, bis eine Sicherheitskraft der Universität sie des Platzes verweist. Die Studentin legt sich ein Badetuch um und verabschiedet sich mit Handschlag vom Uniformierten. Freundlich vorgetragene Provokation und sexuell expliziter Humor



Weiblicher Woody Allen: Lena Dunham (l.) in der New Yorker Serie «Girls».

gehören zu den Bausteinen von «Girls». Doch da ist noch etwas anderes: Dunhams Körper.

Sie selber beschreibt ihn als plump und seltsam birnenförmig. «Zum Glück habe ich keine Probleme mit meinem Aussehen. Das ist ein Komplex, den ich nicht mit mir herumschleppe.» Dunhams Figur mit schmalen Oberkörper, kleinen Brüsten, dickem Bauch, üppigen Schenkeln entspricht keinem Schönheitsideal. In Amerikas Medien sind wohlgeformte Frauenkörper allgegenwärtig, aber niemand sieht aus wie Lena Dunham. Auf Youtube wurde «The Fountain» mehrere Millionen Mal angeklickt, und im Forum diskutierten Tausende Zuschauer Dunhams Figur. Die meisten Männer äusserten sich angewidert, die meisten Frauen begeistert. Erst als die Einträge ausfallend wurden, entfernte Dunham das Video. «Irgendwann war ich es leid, dass man meinen Namen googelt und nichts findet ausser Diskussionen über die Form meiner Brüste.»

In «Girls» zeigt sich Dunham fast genauso oft nackt wie angezogen. Ohne Photoshop, ohne schmeichelhafte Ausleuchtung. Sie hat wegen des Stresses ein paar Kilo abgenommen, aber man sieht jeden Mitesser. Ältere Generationen könnten diese Auftritte für Exhibitionismus halten. Doch «Girls» ist eine Show über junge Erwachsene im Jahr 2012, und diese Leute haben ein neues Verständnis von Privatsphäre. Hannah und ihre drei Freundinnen Marnie, Jessa und Shoshanna kommunizieren über Facebook, Twitter, Skype, SMS; sie wissen die privatesten Details voneinander und von den Jungs, mit denen sie schlafen oder schlafen wollen – ohne sich wirklich zu kennen. «Wir navigieren durch eine Welt voller Bekanntschaften dritten Grades. Du musst lernen, Sprache und Bilder zu interpretieren, denn oftmals benutzen die Leute in ihren Botschaften nicht mal mehr richtige Wörter», sagt Dunham. Und, ja, ein Verehrer schickte tatsächlich Penisbilder auf ihr Handy – das sei ja

nicht unüblich. In «Gossip Girl» ist Sex eine Teenie-Fantasie und in «Sex and the City» eine keimfreie Abstraktion. «Girls» zeigt Sex, wie wir ihn im TV noch nie gesehen haben: als Teil des echten Lebens, mal aufregend und intim, mal stumpfsinnig und eklig.

Privilegiert, ultraliberal, überqualifiziert

«Girls» provoziert auch Kritik. Der Vorwurf: Es sei eine Show, die sich mit privilegierten, weissen, ultraliberalen, überqualifizierten New Yorker Jungerwachsenen beschäftigt; mit Leuten, die vor lauter Optionen fürs Leben in Wehleidigkeit verfallen; mit Luxusproblemen von Kindern der oberen 0,1 Prozent. Warum gibt es in der Show keine schwarzen, hispanischen oder asiatischen Charaktere? Dunham entgegnet, dass die Realität der privilegierten New Yorker nun mal so aussehe wie in «Girls», es gehe ihr nicht um politische Korrektheit.

Dunhams Mutter ist die Fotografin Laurie Simmons, ihr Vater ist der Maler Carrol Dunham. Sie besuchte prestigeträchtige New Yorker Privatschulen – Friends Seminary, St. Ann's – und bewegte sich in Manhattans Subkultur der Kinder reicher und berühmter Eltern. Mit vierzehn trat sie in Stand-up-Clubs auf, mit fünfzehn drehte sie einen Kurzfilm über drei Frauen im Wartesaal einer Abtreibungsklinik. Nachdem sie aus Ohio in die elterliche Wohnung zurück-

Produzentenlegende Rudin: «Ich freue mich jetzt schon auf ihre 15 oder 20 nächsten Filme.»

gekehrt war, lieh sie sich 25 000 Dollar und drehte den Film «Tiny Furniture». Eine rauere, härtere Version von «Girls», in der Dunhams Mutter, Schwester und Freunde mitspielen.

Das Publikum auf Festivals feierte «Tiny Furniture», und irgendwann fiel eine DVD in die Hände von Hollywoods einflussreichstem Komödienregisseur Judd Apatow («The 40-Year-Old-Virgin»). Er erinnert sich: «Ich wusste nichts über Dunham oder «Tiny Furniture». Nach zwanzig Minuten sagte ich zu meiner Frau: «Spinne ich, oder ist dieser Film *fucking* grossartig?» Apatow e-mailte Dunham. «Ich hielt die E-Mail für einen Scherz», sagt die. Zusammen entwickelten sie das Konzept zu «Girls» und stellten es HBO vor. Beim Sender räumte man ihnen totale künstlerische Freiheit ein – und war begeistert vom Pilotfilm.

Nun piepst und klingelt Lena Dunhams neues iPhone pausenlos. Täglich schlagen Leute aus Hollywood neue Projekte vor. Bislang sagte sie nur einmal zu. Für die Produzentenlegende Scott Rudin («The Social Network» und gut hundert andere Filme) wird sie den Roman «Dash and Lily's Book of Dares» verfilmen. Rudin sagt, er sei überwältigt von Dunhams Talent. «Ich freue mich schon jetzt auf ihre fünfzehn oder zwanzig nächsten Filme.» ○





Die Hoffnung stirbt zuletzt: alt Bundesräte Cotti, Deiss und Koller an der Jubiläums-Delegiertenversammlung der CVP am letzten Samstag.

Erinnerungen an eine untergehende Partei

Die CVP feiert ihr hundertjähriges Bestehen. Leider hat sie ihre Wurzeln vergessen und verschwindet langsam, aber sicher. Nachruf auf eine Partei, die einmal ein vor Selbstbewusstsein strotzender Machtfaktor war. *Von Peter Bodenmann*

Vor vierzig Jahren gab es im Oberwallis nur die CVP. Der rote Karl Dellberg, SP-Nationalrat und «Löwe von Siders», war von Brig ins Mittelwallis gezogen. Nicht ganz freiwillig. Der linksfreisinnige Visper Gemeindepräsident und Schriftsteller Adolf Fux – in dessen Reihen der Vater von Sepp Blatter politisierte – wurde durch den damaligen CVP-Präsidenten Hans Wyer kaltgestellt. In den Dörfern bekämpften sich die Schwarzen (konservative CVpler) und die Gelben (Christlich-Soziale). Zwei Flügel derselben Partei, die sich inhaltlich glichen wie ein Ei dem anderen.

Wer nicht zur richtigen Partei gehörte, bekam keine Aufträge und keine Jobs. Die Mitglieder des Kritischen Oberwallis – dem ich

angehörte – hatten im Wallis Berufsverbot. Brutale Klientelwirtschaft verhinderte Wandel und Fortschritt. Familiär hatte ich auch eine andere CVP kennengelernt: Mein Vater war ein liberaler CVP-Politiker. Lokal ein «fortschrittlich konservativer Bürger» und deshalb ab und zu mit einer eigenen Liste als Dissident unterwegs. Weil eine Protestantin ihn heiratete, durften sich meine Eltern nicht in der Kirche von Glis trauen lassen.

Der «Erfinder» der Zauberformel

Am Tisch der Familie sassen ab und zu CVP-Grössen. Wir Kinder durften Trockenfleisch, Raclette und Salgescher Weine servieren. Niemand hat uns mehr beeindruckt als der wohl-

beleibte, unablässig Zigarren paffende CVP-Generalsekretär Martin Rosenberg, der allen die variable Geometrie der Macht erklärte und sich selbstzufrieden auf seine Oberschenkel klopfte. 1959 ging er als «Erfinder» der Zauberformel in die Geschichte ein.

Mit siebzehn arbeitete ich als Kellner im zweitbesten Hotel von Verbier. Einer der Gäste des Hauses war Bundesrat Ludwig von Moos (im Amt von 1959 bis 1971) mit seiner Familie. Bescheiden, freundlich und hilfsbereit. Als Leser der alternativen Zeitschrift *Neutralität* kannte ich die nazi-nahen Positionen seiner Jugend, die Nähe des Schweizer Katholizismus zu Ständestaat und italienischem Faschismus in den dreissiger Jahren. Die Partei strotzte in der Ära Rosenberg und von Moos vor Selbstbewusstsein. Sie war dem katholischen Getto entkommen.

Als Präsident der SP lernte ich in Bern nicht weniger als vier CVP-Präsidenten kennen. Die strenge Madame Eva Segmüller, die alles etwas zu genau nahm. Den cholerischen Carlo Schmid, der nicht begreifen konnte, dass Bern anders funktioniert als Appenzell Innerrhoden, wo der Landammann den letzten Hosenkнопf kontrolliert. Den heillos überforderten Freiburger Ständerat Anton Cottier, der dienstfertig immer allen alles versprach. Und

dann kurz den Adalbert «Bärti» Durrer, der es auch nur vier Jahre aushielt.

Auch die CVP-Bundesräte waren keine prägenden Figuren mehr. Flavio Cotti blieb ein Tessiner, böse nur mit seinen Beamten. Arnold Koller voller Skrupel. «Nice Deiss» zum Vergessen. Und Ruth Metzler ein netter Betriebsunfall. Niemand von diesen Parteipräsidenten und Bundesräten hatte auch nur im Ansatz jenen Machtinstinkt, der die Generation Rosenberg, Furgler, Schürmann, Huber und Co. auszeichnete hatte.

Trotzdem: Die moderne Schweiz ist kein Kind der Ultramontanen, genauso wenig wie ein Kind der Sozialdemokraten. Beide Kräfte mussten sich anpassen und wandeln, bevor sie

Im Kampf gegen Kommunismus und Sozialdemokratie war die christliche Soziallehre der Rucksack der Katholen. Heute sind CVP-Politiker in Sachen päpstliche Enzykliken Analphabeten. Sie kennen ihre Herkunft und ihre Wurzeln nicht. Unter dem Druck der ökonomischen Veränderungen begann die Zersplitterung des politischen Systems. Zuerst musste die SP ihren Kuchen mit den Grünen teilen. Kurz darauf wanderten im Freisinn und in der CVP beheimatete, fremdenfeindliche Gegner allen Wandels zur Blocher-SVP ab. Und jetzt fressen die Grünliberalen und die BDP vom gleichen rechten Mittekuchen wie die CVP. Resultat: Die CVP ist eine Zwölf-Prozent-Partei. Vieles spricht dafür, dass der Sinkflug weitergeht.

es nur dank schnellem, sozialverträglichem Strukturwandel. Strukturwandel tut immer weh, und deshalb zögert ihn die CVP hinaus, nicht nur im Bereich der Landwirtschaft.

Mit Abt Werlen in eine bessere Zukunft

Das Gegenteil wäre richtig: den Strukturwandel vorantreiben und in den Randregionen fördern. Denn ohne Homelands sackt die CVP unter die Zehn-Prozent-Marke ab. Anstatt weiter ineffiziente Bürokratien und Private zu füttern, müsste Bundesrätin Doris Leuthard jetzt den Wettbewerb zugunsten der kostengünstigsten alternativen Energie lostreten. Stattdessen langweilt sie uns mit Szenarien für das Jahr 2050.



Geometrie der Macht: CVP-Urgestein Rosenberg.



Langweilige Szenarien: Bundesrätin Leuthard.



Mehr Schmus: Abt Werlen.

sich an den Katzentisch der Macht setzen durften. Die alles bestimmende wirtschaftliche Macht war und blieb bis in die neunziger Jahre der freisinnig kontrollierte Wirtschaftsverband Vorort. Mehrere Bruchstellen veränderten dieses System in den letzten zwanzig Jahren grundlegend.

Fusion oder Widmer-Schlumpfs Abwahl

Früher sassen in den Gemeinderäten in aller Regel der wichtigste Bankdirektor, der umtriebige Anwalt sowie – oh Wunder – der Ingenieur mit den meisten Aufträgen. Lokale Politik und lokales Geschäft bildeten die Klientel-Cloud im Interesse der eigenen Partei und des eigenen Vorankommens.

Heute kann sich, wer beruflich mithalten will, politische Ämter meist nicht mehr leisten. Weil sie oder er zu oft im Flugzeug sitzt, wenn Gemeinderatssitzungen stattfinden. Das Militär war und blieb lange die Kaderschmiede der Bürgerlichen. Nirgends kommt man sich näher als nach dem fünften Bier im «Rössli». Während tausend Diensttagen konnte, wer wollte, sich ein regionales oder nationales Netz schaffen. Ab Mitte der neunziger Jahre konnte die Wirtschaft keine Militärs mehr brauchen, die ständig im Generalstab herumrutschten.

Wer in der Schweiz die politische Mitte kontrolliert, kann einmal mit den Linken einen Kompromiss vereinbaren. Und die drei nächsten Male mit den Rechten. Und so für alle unentbehrlich sein und bleiben. Vorausgesetzt, die eigenen Granden verbinden Machtinstinkt mit richtiger Positionierung. Die ärgsten Feinde der CVP sind machtpolitisch jene Parteien, die ihr am nächsten stehen. Ihr Versuch, die BDP und

Heute sind CVP-Politiker in Sachen päpstliche Enzykliken Analphabeten.

die Grünliberalen zu übernehmen, ist gescheitert, trotz Fraktionsgemeinschaften.

Jetzt will die CVP Holdings gründen, was politischem Selbstmord gleichkommt. Stattdessen müsste sie der BDP die Pistole auf die Brust setzen: Entweder gibt es eine Fusion, oder Widmer-Schlumpf wird als Bundesrätin nicht mehr gewählt. Die SP ist für den EU-Beitritt. Auf dem Papier. Die SVP ist für den bilateralen Weg. Auch nur auf dem Papier. Beide politischen Pole sind europapolitisch konzeptlos und opportunistisch. Die CVP müsste diese Chance nutzen und den EWR aus dem Mottenschrank holen. Nachhaltiges Wirtschaftswachstum gibt

Die Esoterik boomt. Die katholische Kirche wird deshalb menschennäher, beweglicher und bewegender. Mit und dank Abt Martin Werlen. Die CVP müsste ihn auf den Weg in eine erfolgreiche Zukunft mitnehmen. Denn auch politisch geht es nicht ohne etwas Schmus, ohne etwas ideologischen Überbau.

Zurzeit sieht alles etwas trostlos aus. Die CVP Unterwallis will aus der CVP Schweiz austreten, weil Doris Leuthard für das neue Raumplanungsgesetz eintritt. Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer will nicht mehr Beton in den Alpen. Deshalb gewann Franz Weber mit seiner Initiative. Jetzt hätte ein dringliches Bundesgesetz die offenen Fragen regeln müssen. Stattdessen kam aus Bern nur eine Verordnung. Das Chaos in den Alpen ist perfekt.

Bei jeder Wahl verliert die CVP weiter Sitze und Prozentpunkte. Sicher, die Hoffnung stirbt zuletzt. Wer in der politischen Mitte, dem interessantesten Feld der Politik, laufend Marktanteile verliert, macht zu viel falsch. Die deutsche Schwesterpartei CDU hat eine Angela Merkel, die versteht, wie man Macht ausübt. Was würde eine helvetische Angela Merkel in der Schweizer Parteilandschaft anrichten? Das CVP-Personal ist *das* CVP-Problem, und das seit zwanzig Jahren. ○

Norwegen zweifelt an der Quote

Befürworter der staatlichen Frauenquote verweisen auf Norwegen als erfolgreiches Beispiel. Bei näherem Hinsehen ist die Zwangsmassnahme gescheitert: Sie hat Firmen vertrieben, Werte vernichtet und den Frauen nicht geholfen. *Von Florian Schwab*



Europaweite Einführung: EU-Justizkommissarin Reding.

sieht beispielsweise Ausnahmen vor, die mit den Gewerkschaften ausgehandelt werden müssen. In Frankreich gibt es nur milde Konsequenzen für Quotenbrecher: Firmen, welche ab dem Jahr 2017 ihre Geschäftsleitung nicht mit mindestens 40 Prozent Frauen besetzt haben, können ab dann keine juristisch bindenden Personalwechsel auf oberster Ebene mehr vornehmen. Auf die Schweiz übertragen, hiesse dies etwa, dass neuberufene Geschäftsleitungsmitglieder sich nicht ins Handelsregister eintragen könnten.

Das norwegische Beispiel mit seiner strikten Androhung eines Börsenausschlusses ist interessant, weil – erstens –, anders als bei allen weiteren Beispielen, die Übergangsfrist bereits vorbei ist und weil – zweitens – mit der Frauenquote wirklich ernst gemacht wird. Von Schweizer Quoten-Befürwortern wird Norwegen als Beispiel gelobt. Die Tatsache, dass in Norwegen die Wirtschaft «nicht zusammengebrochen» sei, wertete Balthasar Glättli (Grüne) in der «Arena» des Schweizer Fernsehens als Beweis für die segensreiche Wirkung des Instruments. Wissenschaftler, welche die Folgen der Quote in Norwegen eingehend untersucht haben, sind weniger euphorisch. Die Fakten zur norwegischen Quote:

1 — Rein äusserlich betrachtet, hat die Quote ihr Ziel erreicht. Von den Verwaltungsräten börsenkotierter Firmen sind heute 40 Prozent weiblich. Vor neun Jahren, als das Gesetz verabschiedet wurde, waren es erst 9 Prozent.

2 — Die Quote hat Firmen aus Norwegen vertrieben. Da die Frauenquote auf börsenkotierte Unternehmen beschränkt ist, haben diverse Firmen die Notbremse gezogen. Sie haben sich entweder freiwillig ganz von der Börse zurückgezogen (Going-private) oder haben in einem anderen Land kotiert, vorzugsweise in Grossbritannien. Die renommierten Ökonomen Kenneth Ahern und Amy Dittmar von der Universität Michigan haben untersucht, welche Firmen seit 2003 von der norwegischen Börse verschwunden sind und weshalb. Dabei haben sie herausgefunden, dass bis zu 38 Firmen (oder knapp zehn Prozent) sich von der Osloer Börse verabschiedet haben, um die Frauenquote zu umgehen: Je weniger weibliche Verwaltungsräte ein Unternehmen im Jahr 2002 hatte, desto höher waren seine Kosten für die Umsetzung der Quote und die Wahrscheinlichkeit einer Dekotierung.

QUELLE: DELOITTE

Frauenquote

Land	Gesetz von	Übergangszeit	Quote
Norwegen	2003	5 Jahre	40 Prozent in Verwaltungsräten
Frankreich	2011	6 Jahre	40 Prozent in Geschäftsleitung börsenkotierter Unternehmen und Grossunternehmen
Island	2010	3 Jahre	40 Prozent in Geschäftsleitung
Spanien	2007	8 Jahre	40 Prozent in Verwaltungsräten
Belgien	2011	6 Jahre	30 Prozent in Geschäftsleitung börsenkotierter Unternehmen
Malaysia	2011	5 Jahre	30 Prozent der «Entscheidungsträger»
Niederlande	2011	4 Jahre	30 Prozent in Geschäftsleitung börsenkotierter Unternehmen und Firmen ab 250 Mitarbeiter
Italien	2011	6 Monate	20 Prozent in Verwaltungsräten börsenkotierter Unternehmen, 33 Prozent ab 2015

Quoten-Gesetze sind international auf dem Vormarsch.

Norwegen hat sie seit 2003. Frankreich (2011) und Spanien (2007) haben sie noch unter Sarkozy und Zapatero eingeführt, Belgien und die Niederlande im Jahr 2011. Das EU-Parlament verlangt sie in einer Resolution, und Justizkommissarin Viviane Reding plant einen Gesetzesentwurf, der Unternehmen EU-weit ab 2020 verpflichten soll, 40 Prozent der Verwaltungsratssitze an Frauen zu vergeben. Ausserhalb Europas ist Malaysia seit 2011 ein weiterer Pionier. In der Schweiz weibeln Prominente in den Medien dafür. Das Bundesamt für Justiz überlegt sich, wie sie zu bewerkstelligen wäre – die gesetzlich vorgeschriebene Frauenquote für die Unternehmensspitze ist eine Idee, deren Zeit gekommen zu sein scheint.

Vor allem auf die Verwaltungsräte hat man es abgesehen (siehe Tabelle rechts). Indem man

die obersten Aufsichtsorgane per Gesetz mit Frauen besetzt, wird sich der Frauenanteil auch im Management verbessern, so der Glaube. Das politische Mittel erfreut sich bereits grosser Beliebtheit, obwohl es an aussagekräftigen Erfahrungen mangelt. Solche gibt es erst mit der norwegischen Quote, die 2003 vom Parlament verabschiedet wurde und eine Übergangsfrist bis 2008 erlaubte. Als die Frist im Januar 2008 auslief, erfüllten 17 Prozent der betroffenen Firmen die Quote noch nicht. Sie erhielten vom Wirtschaftsministerium eine letzte Frist von vier Wochen gesetzt. Sollten sie innerhalb eines Monats die Quote nicht erfüllen, drohte der Ausschluss von der Börse. Mitte 2008 war die Quote dann in allen Firmen umgesetzt.

So handgreiflich sind die Durchsetzungsmechanismen nicht überall. Das spanische Gesetz

3—Die Quote hat Wert vernichtet. Dieselbe Studie von Ahern und Dittmar kommt zum Ergebnis, dass der Wert norwegischer Firmen infolge der Quote sank. Die Firmen seien gezwungen gewesen, junge und unerfahrene Frauen in die Führung zu beordern. Infolgedessen hätten sowohl die Akquisitionstätigkeit als auch der Verschuldungsgrad der Firmen zugenommen. Die finanziellen Reserven seien gesunken. Die entsprechenden Zahlen sind eindrücklich: Eine Vergleichsanalyse der norwegischen Unternehmensgewinne zwischen 2002 und 2009 zeigt, dass Firmen mit mindestens einer Frau im Verwaltungsrat im Durchschnitt um 3,52 Prozent niedrigere Renditen erzielten als Firmen ohne weibliche Verwaltungsräte. Die betriebswirtschaftliche Forschung streitet sich seit Jahrzehnten, ob Frauen im Management die Leistung von Firmen steigern oder nicht. Die Befunde sind nicht eindeutig.

4—Die Verwaltungsrats-Quote hat den Frauenanteil im übrigen Management nicht erhöht, sondern sogar eher gesenkt. 2002 haben norwegische Wissenschaftler den Frauenanteil in mittleren Managementpositionen mit 32 Prozent angegeben. Fast zehn Jahre nach der Verabschiedung des Gesetzes beträgt der Frauenanteil in entscheidenden Positionen (*leading positions*) gemäss dem Osloer Büro des Beratungsunternehmens BursonMarsteller hingegen nur noch 27

Prozent. Sieht man von den «Quotenfrauen» im Verwaltungsrat ab, die in Norwegen als «Golden Skirts» (goldene Röcke) bekannt sind, sinkt der Anteil gar auf 23 Prozent. Die Top-Positionen des Vorstandsvorsitzenden, des Verwaltungsratspräsidenten und des Finanzchefs sind weiterhin zu 92 Prozent männlich dominiert. Nur drei Prozent der CEOs sind weiblich. Damit liegt Norwegen im internationalen Durchschnitt – exakt dieselbe Zahl (3 Prozent) beobachtet man bei den Firmenchefs der Schweizer SMI-Unternehmen. In den internationalen Firmen-Indizes Fortune-500 und Fortune-1000 sind es sogar leicht mehr: 3,8 Prozent respektive 4,0 Prozent. Sogar ein von der EU in Auftrag gegebener Bericht des politisch unverdächtigen Osloer Instituts für Sozialforschung kommt zum Schluss, dass die Frauenquote nur die Zusammensetzung der Verwaltungsräte in den vom Gesetz betroffenen, börsenkotierten Unternehmen beeinflusst habe. Auf nicht börsenkotierte Unternehmen und auf das Management habe die Quote hingegen keinen Einfluss gehabt. Trotz dieser eindeutigen Befunde hält EU-Justizkommissarin Reding an ihrem Ziel einer europaweiten Quote fest.

Fazit: Die Quote hat die beabsichtigte Wirkung verfehlt und unnötig Kosten verursacht.

Während man sich in der Schweiz und anderswo überlegt, das falsche Modell zu kopieren, setzt in Norwegen ein Umdenken ein.

Letztes Jahr hat der Nordic Council, ein Verbund skandinavischer Regierungen, dem Osloer Nordic Gender Institute das ganze Budget von angeblich 56 Millionen Euro gestrichen. Das Institut gehörte zu den Vordenkern der Frauenquote. Es leistete Grundlagenarbeit in der sogenannten Gender-Forschung.

Erhellender Dokumentarfilm

Ins Zwielficht war es durch eine Fernseh-dokumentation des norwegischen Journalisten Harald Eia geraten. In dem Film behauptete einer der Gender-Forscher, Mann und Frau würden sich nur in der Physiologie ihrer Fortpflanzungsorgane unterscheiden – darüber hinaus gebe es keine Differenzen. Eia überprüfte diesen Satz, indem er renommierte Biologen und Verhaltensforscher zu Wort kommen liess. In ausführlichen Analysen und mit wissenschaftlicher Akribie zerlegten sie die zwischen den Geschlechtern beobachteten Unterschiede in einen angeborenen und einen erlernten Teil. Gegen die Kraft wissenschaftlicher Forschung wirkte die Behauptung der Gender-Forscher am Ende so, als wolle man bestreiten, dass die Erde um die Sonne kreist.

Wird die Frauenquote in Norwegen überleben können? Wenn sich die Fakten durchsetzen, dürfte sie das gleiche Schicksal ereilen wie das Nordic Gender Institute, das Ende 2011 den Geist aufgab. ○



Im Durchschnitt ist man mit 60 halb so schnell wie mit 20.

Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt, wir interessieren uns für Sie. Deshalb fördern wir Ihre Gesundheit. Beispielsweise, indem wir uns an den Kosten eines Fitnessabos oder Yogakurses beteiligen.

Lassen Sie sich von uns beraten: In einer der 120 Agenturen, per Telefon 0844 277 277 oder auf www.css.ch. **Ganz persönlich.**



Berichte aus der Intensivstation

Die hoch verschuldeten europäischen Krisenstaaten melden einschneidende Reformen. Stimmt das? Was hat sich bewegt? Was kommt auf uns zu? Von Pierre Heumann und Judith Lamberger (Illustrationen)

Griechenland

Die Geduld lässt nach

Die Griechen liessen sich viel Zeit, bevor sie handelten. Doch dann begannen sie zu liefern. Die Verschuldung bleibt zwar unakzeptabel hoch. Kein anderes Land in Europa hat aber so viel gespart wie die Griechen. Sie haben einen Teil des Wohlstands, den sie sich ab 2001 auf Pump bis zum Platzen der Schuldenblase geleistet hatten, wieder aufgegeben. Der Staat hat seinen Bürgern in den vergangenen zwei Jahren Steuererhöhungen und eine Reduktion der Staatsausgaben um zwanzig Prozent zugemutet. Der Mindestlohn wurde im Februar von 751 auf 586 Euro gesenkt und die Arbeitslosenunterstützung reduziert.

Athen ist es damit zwar gelungen, die Wettbewerbsfähigkeit von «made in Greece» etwas zu verbessern. Doch wegen des Euro bleiben Ausfuhren immer noch zu teuer. Das Land braucht jetzt Reformen, vor allem auf dem Arbeitsmarkt. Ein Austritt aus der Euro-Zone mit anschliessender Abwertung der neuen Währung wäre nicht genug, um die Wirtschaft zu retten. Auch mit einer schwachen Währung müssten ausländische Geldgeber Milliarden nach Athen überweisen, um ein Chaos zu vermeiden.

Die Geberländer werden mittelfristig ihre Geduld mit Athen verlieren, meinen Citigroup-Ökonomen. Ohne internationale Unterstützung bliebe den Griechen nur ein Weg: den Euro aufgeben und eine eigene Währung einführen. Das wäre ein Präzedenzfall, und andere Länder könnten dem griechischen Beispiel folgen.



Muskelschwund.

Frankreich

Immer mehr Schulden

Frankreich ist das neue Sorgenkind der Euro-Zone und möglicherweise der nächste Problemfall. Das Land ist mit Reformen, die in anderen Ländern durchgesetzt wurden, gegenüber europäischen Ländern im Rückstand. Der Staat spielt in der Wirtschaft immer noch eine zu grosse Rolle. Die mehr als tausend staatlichen und halbstaatlichen Unternehmen arbeiten ineffizient. Die Schulden – zur Finanzierung staatlicher Leistungen und der Bürokratie – betragen mittlerweile rund neunzig Prozent des Sozialproduktes. Eine Trendwende ist nicht in Sicht.

Paris hat noch nicht verstanden, wie tief die Euro-Krise ist. Mit der Einführung des Euro verschärften sich die Probleme der Wirtschaft, weil die zweitgrösste Industrienation Europas an Wettbewerbsfähigkeit verlor. Viele französische Produkte sind im internationalen Vergleich zu teuer. Präsident François Hollande lässt keine Strategie für eine Gesundung der Wirtschaft erkennen. Hollande will zwar die Staatseinnahmen erhöhen, doch bei den Ausgaben streicht er relativ wenig. Seine Medizin für den kranken Etat besteht zu zwei Dritteln aus Steuererhöhungen. Weil Hollande Topverdiener und Investoren stärker schröpfen will, drohen Unternehmer mit Abwanderung. Machen sie ihre Drohung wahr, wäre das Wachstumsziel gefährdet – und damit der Weg aus der Schuldenfalle verbaut.



Gerupfter Hahn.

Italien

Monti greift durch

Premierminister Monti hat ein erstaunliches Tempo hingelegt. In den ersten sechs Monaten seiner Amtszeit hat er mit seiner Technokratenregierung mehr wirtschaftspolitische Massnahmen beschlossen, als sein Vorgänger Silvio Berlusconi in zehn Jahren umgesetzt hat. Das Volk bekommt das unter anderem in Form von höheren Steuern zu spüren. Die Italiener mussten von allen EU-Bürgern die grössten Steuererhöhungen verkraften.

Doch Monti hatte kaum eine andere Wahl. Italien ist nach Griechenland das am höchsten verschuldete Land in der Euro-Zone. Die diversen Steuererhöhungen treiben die Inflation an. Preiserhöhungen fressen in einer Zeit steigender Arbeitslosigkeit Teile der Löhne weg.

Die ersten Erfolge der Sparpolitik lassen sich zwar erkennen, aber Rom hat noch einen langen Weg vor sich. Die Staatsverschuldung nimmt Jahr für Jahr zu.

Italien hat von der Euro-Zone kaum profitiert. Die Probleme einer schlechten Wirtschaftspolitik wurden durch die Finanzkrise akzentuiert. Kern der italienischen Medizin ist jetzt eine Entschlackung des Arbeitsmarktes. Sie soll die internationale Wettbewerbsfähigkeit Italiens verbessern. So werden zum Beispiel Kündigungen aus wirtschaftlichen Gründen – bisher nur unter stark erschwerten Bedingungen möglich – fortan erlaubt sein.



Deflation.



Ruhe vor dem Sturm.

Spanien

Atempause und «Bad Bank»

Die Finanzmärkte beurteilen die Zukunft des Euro derzeit relativ entspannt. Entscheidend dazu beigetragen hat der Chef der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, als er Ende Juli verkündete, er werde «alles, was notwendig ist», unternehmen, um einen Kollaps der Euro-Zone abzuwehren. Die Anleger haben seither wieder mehr Vertrauen in die Einheitswährung.

Davon profitiert derzeit auch Spanien. Doch die Probleme des Landes sind damit längst nicht gelöst. Reformen sind notwendig. Dringend ist zum Beispiel eine Liberalisierung des Arbeitsmarktes. Heute sind Entlassungen teuer und verzögern Anpassungen. Spanien kann es sich nicht leisten, mit den Reformen zuzuwarten, weil seine Industrie sonst keine Chance hat, international wettbewerbsfähig zu werden.

Madrid hat keinen neuen Antrag auf Hilfe von der EU gestellt. Sobald die Regierung das anfordert, wird sie ihr bereits «freiwillig» beschlossenes Sparprogramm weiter verschärfen müssen, gemäss dem der Staat 2013 fast zehn Prozent weniger ausgeben will als in diesem Jahr. Die Beanspruchung der EU-Unterstützung wäre zudem mit einem Teilverlust der Souveränität verbunden, weil Madrid Budgetkompetenzen an die Troika abtreten müsste.

Spanien wird auch in Zukunft nicht darum herumkommen, fremde Hilfe zu beanspruchen. Bankschulden sind zu einem grossen Teil nicht gedeckt. Die Südeuropäer errichten zwar für maximal neunzig Milliarden Euro ein Auffangbecken für die toxischen Darlehen. Doch aus eigener Kraft kann es das Land nicht richten. Die «Bad Bank» wird weitgehend mit Geldern der EU finanziert.



Melancholie.

Portugal

Die Bevölkerung wehrt sich

Portugal ist das traurigste Land in der Euro-Zone: Es hat nie so richtig vom Europäischen Wirtschaftsraum profitieren können. Bis vor kurzem sah es zwar so aus, als ob Portugals Weg aus der Krise das Potenzial für eine Erfolgsgeschichte haben könnte. Lange Jahre hatte die ärmste Nation Westeuropas über ihre Verhältnisse gelebt.

Jetzt hält sich Premier Pedro Passos Coelho aber an die restriktiven Vorgaben der Gläubiger. Deshalb mussten in den letzten sechzehn Monaten alle Portugiesen den Gürtel enger schnallen: Die Löhne wurden gekürzt, die Steuern erhöht, staatliche Firmen privatisiert und der Arbeitsmarkt wurde liberalisiert. Das Ergebnis lässt sich sehen. Ausgedrückt in Prozenten des Sozialproduktes, sank das Budgetdefizit des Landes von 9,8 Prozent (2010) auf 4 Prozent in diesem Jahr. Die internationalen Märkten trauen Lissabon denn auch allherhand zu und geben dem Land wieder langfristige Anleihen.

Doch der portugiesische Weg ist eng. Eine strengere Austeritätspolitik stösst jetzt in der Innenpolitik auf Widerstand. Die portugiesische Bevölkerung wehrt sich zum Beispiel gegen die bislang massivsten Steuererhöhungen Portugals, die im Rahmen des Sparprogramms für das nächste Jahr vorgesehen sind. Es steht viel auf dem Spiel. Ohne eine Verschärfung des Sparprogramms wird Portugal die Unterstützung der Geberländer verlieren.

Der Schuldenberg wächst trotz der Sparmassnahmen. Ohne anhaltende finanzielle Unterstützung durch die Europäische Union und den Währungsfonds ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass das südeuropäische Land bankrottgeht.



Musterknabe unterm Rettungsschirm.

Irland

Erfolge einer Rosskur

Auf die Finanzkrise hat Irland mit radikalen Massnahmen reagiert, was ihm den Nimbus des «Musterknaben unter dem Rettungsschirm» einbrachte. Die Bevölkerung hat in einem Referendum den EU-Fiskalpakt gutgeheissen, der unter anderem eine verbindliche Schuldenbremse vorsieht. Die Iren haben gezeigt, dass sich eine Krisenökonomie mit Sparprogrammen sanieren lässt.

Das Haushaltsdefizit wird in diesem Jahr vermutlich tiefer ausfallen als geplant – schwache Konjunktur hin oder her. Und Dublin lässt nicht locker. Der Haushalt des Jahres 2013 soll nach den Worten des zuständigen irischen Ministers ein «knallharter Etat» werden.

Erste Erfolge der bisherigen Rosskur sind sichtbar. Die Wettbewerbsfähigkeit der Insel hat sich seit dem Ausbruch der Krise stark verbessert. Laut dem Think-Tank Conference Board ist Irland innerhalb der Europäischen Union jetzt der effizienteste Produktionsstandort.

Zur Nachahmung empfohlen wird inzwischen der irische Weg, mit Hilfe einer landesweit tätigen Bank den angeschlagenen Finanzinstituten faule Darlehen abzukaufen. Jahrelang hatten die Institute wie im Rausch Kredite vergeben, vor allem für Immobilien. Doch die «Bad Bank» wird den Staatshaushalt auf Jahre hinaus massiv belasten. Jedes Jahr wird die Regierung für die Bankensanierung drei Milliarden Euro aufwenden müssen. Trotz anfänglicher Erfolge bleibt Dublin auf Unterstützung durch die Troika angewiesen, die sich aus dem Währungsfonds und der EU sowie der Europäischen Zentralbank zusammensetzt. Damit steht auch die Unabhängigkeit der Iren auf dem Spiel. ○

Der Weg zum Sieg

Bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen vom 6. November zeichnet sich ein knappes Ergebnis ab. Eine kleine Wählergruppe in zwei Bundesstaaten – Florida und Ohio – wird voraussichtlich das Rennen entschieden. Dies sind die Schlüsselfragen vor dem Finale. *Von R. James Breiding*

Wie steht es um die Lage der Nation kurz vor den Wahlen?

Die USA sind derzeit ein sehr gespaltenes Land. Die Situation wurde durch die wirtschaftliche Lage und die Budgetkrise verschärft. Die Kluft zwischen den Einnahmen und den Ausgaben ist so gross geworden, dass es sehr schwierig ist, einen gemeinsamen Nenner zu finden. Der einzige Ausweg ist es, die Steuern zu erhöhen, die Ausgaben zu reduzieren, das Wachstum zu stimulieren oder alle drei Massnahmen gleichzeitig. Umfragen zeigen, dass das amerikanische Volk nicht mehr an seine Politiker glaubt und ihnen nicht mehr vertraut. Es herrscht derzeit auch das Gefühl, dass die Mittelschicht aufgrund der Wirtschaftskrise verliert – oder zumindest stagniert. Dies führte zu beträchtlichem Unmut, was zur Entstehung der Tea Party und dann der «Occupy Wall Street»-Bewegung beigetragen hat.

Der grosse Amerikanische *social contract* (Gesellschaftsvertrag) wurde entlang zweier kritischer Dimensionen zum ersten Mal gebrochen. Junge Amerikaner sind mit der Realität konfrontiert, dass ihre Erfolgsaussichten aller Voraussicht nach schlechter sein werden als die ihrer Eltern. Das mittlere amerikanische Haushaltseinkommen im Jahr 2011 (50 054 Dollar) liegt tiefer als jenes von 1989, also einer Generation vorher. Zweitens müssen all jene, die während dieser Zeit hart gearbeitet und Geld auf die Seite gelegt haben, in der Hoffnung auf einen angenehmen und abgesicherten Ruhestand, ihre Erwartungen bezüglich materiellem Wohlstand neu ausrichten – viele haben ihre Ersparnisse infolge der Finanzkrise verloren.

Das Ausmass der Probleme, die Intensität der Auseinandersetzung und die Unsicherheit der Wähler sind immens. Die Wahl gleicht daher einem volatilen Aktienmarkt, an dem die Gunst eines Kandidaten von Woche zu Woche steigen oder fallen kann. Beide kämpfen sie um die 104 Stimmen von den sogenannten Swing States, wo das Resultat auf Messers Schneide steht. Die zwei wichtigsten sind Florida und Ohio. Beide muss Romney für sich gewinnen können, damit er überhaupt eine Chance auf das Präsidentenamt hat.

Weshalb spielen Florida und Ohio eine Sonderrolle?

Was sie so einzigartig macht ist die Tatsache, dass sie so durchschnittlich sind. Die beiden Staaten neigen dazu, den Konsensus der amerikanischen Meinung wiederzugeben. Kein Republikaner ist

je ins Weisse Haus eingezogen, ohne Ohio gewonnen zu haben. Der letzte demokratische Präsident ohne Sieg in Ohio war John F. Kennedy 1960. Und nur einmal hat ein Kandidat die Wahl gewonnen, ohne Florida für sich einzunehmen.

Darüber hinaus gibt es in beiden Staaten etwa gleich viele Republikaner wie Demokraten und eine grosse Zahl von Wechselwählern, weshalb die beiden Staaten hart umkämpft werden. Für Romney macht es keinen Sinn, um Kalifornien zu kämpfen, oder für Obama, sich um Texas zu bemühen. Florida und Ohio stellen für beide Kandidaten eine Art Verdun der Präsidentschaftswahl dar, auf die sich ihre Ressourcen nun konzentrieren.

Bei der letzten Wahl wählten beide Staaten für Obama.

Was wird für den Sieg in Florida und Ohio ausschlaggebend sein?

Die Ausgangslagen in beiden Staaten sind sehr unterschiedlich. In Ohio hängt viel davon ab, wie die weisse Arbeiterschicht und deren Frauen abstimmen werden. Die meisten Afroamerikaner werden für Obama sein, während Romney bei der Ober- und Mittelschicht punkten dürfte. Romney muss 60 Prozent der Stimmen der weissen Arbeiterschicht für sich gewinnen, um den Sieg für sich verbuchen zu können. Vor den Debatten schien dies unrealistisch, doch seither scheinen sich seine Aussichten rapide zu verbessern.

Der Grund: Die Arbeiterschicht leidet am stärksten unter der harten Wirtschaftslage. Wächst oder schrumpft die Wirtschaft, so sind die weissen Arbeiter die ersten, die das spüren. In der Vergangenheit haben sie die Demokraten als ihre Interessenvertreter gesehen, doch viele haben das Gefühl, dass Obama zu viel versprochen und zu wenig geliefert hat – im Mittleren Westen kommt das nicht gut an.

Welches sind die Schlüsselfaktoren im Kampf um Florida?

Florida hat 29 Wahlmänner-Stimmen – die grösste «Trophäe» unter den Swing States. Für Romney ist es ein *must have* Bundesstaat, um überhaupt eine Chance auf die Wahl ins Weisse Haus zu haben.

Wie in Ohio steht auch in Florida für beide Parteien viel auf dem Spiel. Gleichermassen 38 Prozent der Wähler sind Demokraten und Republikaner, während die restlichen 24 Prozent Unabhängige sind. Die Demografie des Staates hat sich die letzten Jahre rapide zu-

gunsten von Obama entwickelt, mit sechzehn Prozent Afroamerikanern und sieben Prozent Latinos. Zudem sind mehr als zwanzig Prozent der Wähler über sechzig Jahre alt – die höchste Konzentration im ganzen Land –, bei denen staatliche Ansprüche, im Speziellen auf Medicare, ein zentrales Thema ist.



Die grösste «Trophäe» unter den Swing States:

Warum ist Florida kein Heimspiel für Obama?

Der sogenannte «I4-Korridor» hat seit je die Wahl in Florida entschieden. Dies ist die Ost-West-Autobahn genau in der Mitte des Staates, die Daytona Beach mit Tampa verbindet und quer durch Orlando führt. Professor Susan MacManus, Politikwissenschaftlerin an der University of Southern Florida, nennt

diese Strasse *highway to heaven* für politische Anwärter. 50 Prozent der Bevölkerung von Florida leben entlang dieses Korridors, und wer auch immer diesen Korridor gewinnt, gewinnt Florida.

Die Demografie ist im Vergleich zum restlichen Florida sehr unterschiedlich. Miami hat grosse Bevölkerungssegmente von Schwarzen, Latinos und Juden – traditionell eine Hochburg für Demokraten. Der Norden von Florida ähnelt in der Art und Geisteshaltung mehr Georgia und Alabama, neigt also eher den Republikanern zu.

Aber Zentral-Florida ist ein Schmelztiegel von Menschen aus allen Teilen des Landes. Die meisten sind Zugezogene in der Hoffnung auf eine

In welche Richtung tendiert der «I4-Korridor»?

Der *Orlando Sentinel*, eine der wichtigsten Zeitungen im Zentrum des Korridors, hat in seinem Leitartikel eine Wahlempfehlung für Romney gedruckt – sie liest sich wie ein sorgfältig ausformuliertes Urteil des obersten Gerichtshofs. Die Wahlempfehlung war während dreier Tage nach ihrer Publikation der am meisten kommentierte Artikel auf Twitter.

Der Schritt war bemerkenswert, weil der *Orlando Sentinel* sich bei der letzten Wahl für Obama ausgesprochen hatte. Grundsätzlich ist die ganze amerikanische Presselandschaft weitestgehend links positioniert und unterstützt Obama. Der *Sentinel* hatte Fanalwirkung. Letzte Woche

ierten nie eine Schlacht vor Alamein gewonnen und danach nie mehr eine verloren.

Wie lässt sich das plötzliche Momentum von Romney erklären?

Obama konnte in seiner Kampagne erfolgreich ein Bild von Romney vermitteln, das für die amerikanische Mittelschicht unattraktiv war. Romney, mal abgesehen von seiner Fähigkeit, sich selber ins Abseits zu schiessen, unterstrich dieses Bild, indem er seine Wähler verwirrte und sie im Unklaren liess, welchen «Mitt» sie nach der Wahl bekämen. Dies ist unter anderem auf die Nomination als Präsidentschaftskandidat der Republikaner zurückzuführen, einer Partei, die wie die USA selbst zutiefst gespalten ist.



In Miami, Florida, sind die Wahllokale bereits geöffnet.

bessere Zukunft. Für die letzten beiden Generationen bot dieser Teil Floridas eine Vielzahl an Erwerbsmöglichkeiten, zum Beispiel das Weltraumprogramm, Disney World, Busch Gardens oder die High-Tech-Industrie. Aber die Zeiten haben sich geändert, Erwartungen wurden enttäuscht. Viele Leute sind deshalb wütend. In Ohio ist die Lage anders, denn dieser Staat ist seit zwei Jahrzehnten auf dem absteigenden Ast.

sprachen sich die *Tampa Tribune* sowie die *Columbus Dispatch* in Ohio ebenfalls für Romney aus. Auch der *Columbus Dispatch* hatte sich bei der letzten Wahl für Obama ausgesprochen.

Die Position des *Orlando Sentinel* für Romney erinnert an die Schlacht von El Alamein in Ägypten, wo die Alliierten auf den deutschen General Rommel stiessen und ihn bezwangen. Churchill sagte im Nachhinein, dass die Alli-

Grundsätzlich sind die Wahlchancen eines bestehenden Präsidenten bedeutend besser als die eines Herausforderers. In der Vergangenheit gewannen die bestehenden Amtsinhaber 13 (72 Prozent) der letzten 18 Wahlen. Die Sterne müssen für den Amtsinhaber also ziemlich schlecht stehen, damit dieser verliert. Die Wähler sind sich aber diesbezüglich nicht

»» Fortsetzung auf Seite 47

» Fortsetzung von Seite 45

einig. Die Wirtschaft ist einerseits zu schwach, als dass man Obama bedenkenlos wiederwählen könnte, andererseits zu stark, um ihn in die Wüste zu schicken.

Aber in den Debatten gelang es Mitt Romney, ein Bild von sich zu zeigen, das nicht mit dem negativen Bild übereinstimmte. Er präsentierte sich sehr präsidential – was für viele Wähler, vor allem die Moderaten, essenziell ist.

85 Prozent von Obamas Werbebudget von fast vier Milliarden Dollar waren für negative Angriffswerbung verwendet worden. Nun begann sich die amerikanische Bevölkerung zunehmend zu fragen, was von weiteren vier Jahren Obama zu erwarten sei. Eine Frage, auf welche Obamas Kampagne nicht einging.

Umfragen zeigen, dass Obama in Ohio mit einer knappen Mehrheit führt und die Kandidaten in Florida etwa gleichauf liegen. Zeichnet sich also doch ein Sieg Obamas ab?

Umfrageergebnisse können sich schnell ändern und sind ungenau. Das Einzige, was zählt, ist die Anzahl Stimmzettel am 6. November. Zwei Elemente sind während der nächsten Tage kritisch: die Wahlbeteiligung und die Neigung der Amerikaner zum «Unterdog».

Die Zeiten für Obama haben sich geändert. 2008 sind ihm die Wähler blind zugeflogen. Die Euphorie ist einer Nüchternheit gewichen, und auch Obama muss um seine Wähler kämpfen. John Della Volpe, Leiter für Wahlen am Institut für Politikwissenschaften an der Harvard University, sagte, dass «alles auf eine tiefere Wahlbeteiligung hindeutet». Für Obama ist das ein Problem, denn seine treueste Wählergruppe sind die Afroamerikaner und die Latinos, die in der Vergangenheit jeweils die tiefste Wahlbeteiligung aufwiesen.

Im Schnitt liegt die Wahlbeteiligung der weissen Wähler bei 63 Prozent, jene der Latinos bei 50 Prozent und die der Afroamerikaner noch tiefer. Das Jahr 2008 bildete eine Ausnahme, da es den ersten schwarzen Präsidenten zu unterstützen galt. Umfrageergeb-

nisse basieren auf Telefongesprächen. Das heisst, auch wenn Obama die Hochrechnungen mit einem Vorsprung von 5 Prozent anführt, würde die tiefere Wahlbeteiligung Romney zum Sieg verhelfen, da diese vermutlich wieder auf den historischen Durchschnitt fallen wird.

Deshalb setzt Obama in seiner Kampagne Busse mit Lautsprechern ein, um seine Unterstützer zur Stimmabgabe zu bewegen, bevor diese es sich anders überlegen oder zum Schluss kommen, dass es sich doch nicht lohnt.

Die amerikanische Sympathie und Unterstützung für Underdogs begünstigt knappe Rennen. Derzeit scheint es fast so, als ob Obamas Rennpferd in der letzten Runde die Luft ausginge und Romney währenddessen mächtig schnell aufholte. Wie ein cleverer Jockey spart sich Romney seine Kraft für die letzte Runde auf. Sollten jedoch Hochrechnungen Romney zu deutlich nach vorne katapultieren, könnte dies die latenten Obama-Befürworter doch noch an die Urne bringen.

Welche anderen Faktoren werden das Ergebnis noch beeinflussen?

Das Wahlverhalten von jungen Wählern ist verblüffend. Einerseits zeigt das Aufkommen der Occupy-Bewegung eine sich ausbreitende Unzufriedenheit, jedoch scheint keiner der beiden Kandidaten dieser Bevölkerungsgruppe ein Ventil zum Dampf ablassen anbieten zu wollen. Kürzlich war ich an der Yale University, Connecticut, und war erstaunt, dass 80 Prozent der Studentenschaft für Obama waren. Dies obwohl in Yale andersartiges Denken stark gefördert wird – im Gegensatz zu Harvard, wo eher der Status quo propagiert wird. Dies obwohl es sonnenklar ist, dass staatliche Leistungsversprechen unbezahlbar geworden sind. Das Urban Institute hat errechnet, dass ein Empfänger von Medicare den Steuerzahler im Durchschnitt 234 000 Dollar kostet – die Enkel werden dafür bezahlen müssen. Diese Summe entspricht einem komfortablen Haus, in einer netten Umgebung – auch für einen Yale-Absolventen.

Wer sind die stillen Helden dieser Wahl? Meines Erachtens sind es die Frauen, welche die Wahl entscheiden werden. Sie repräsentieren mehr als die Hälfte aller Wähler und sind gewissermassen eine schweigende Mehrheit.

Bei Romney könnte seine schwankende Haltung zur Abtreibung sowie sein mormonischer Glaube, der ein antiquiertes Frauenbild vermittelt, negative Auswirkungen haben. Frauen denken jedoch ganzheitlich und sind empathischer. Sie werden darum so wählen, wie es am besten für ihre Kinder, ihren Ehemann und ihre Eltern sein wird.

Wie bei jeder harten Auseinandersetzung gibt es ein Spannungsfeld aus zwei berechtigten Standpunkten. Die Leute möchten die Ungleichheit reduzieren, aber gleichzeitig das Wirtschaftswachstum nicht gefährden. Es gibt ein natürliches Abwägen zwischen sozialem Zusammenhalt und individueller Freiheit oder auch zwischen lokalen Rechten und föderaler Macht.

Welcher Präsident wäre besser für die Beziehung zur Schweiz?

Es lässt sich schwer vorhersagen, wie sich ein Präsident Romney verhalten würde. Fest steht, dass es nicht nur viel Raum, sondern auch einen grossen Bedarf für Verbesserungen gibt. Die USA sind der zweitgrösste Exportmarkt der Schweiz und der grösste Markt für Direktinvestitionen. Es ist Jahrzehnte her, seit ein Bundesrat das letzte Mal im Weissen Haus empfangen wurde, was viel über die derzeitige Beziehung aussagt. Die Beziehung der Schweiz zu den USA hat unter dem Streit um das Bankgeheimnis gelitten. Aber dieser Kampf ist nun weitgehend vorbei, weshalb jetzt ein guter Zeitpunkt für ein neues Kapitel in dieser Beziehung ist.

R. James Breiding ist in Ohio geboren und in Florida aufgewachsen. Er ist Absolvent der Harvard Kennedy School, schrieb für den Economist über die Schweizer Wirtschaft, und er ist Co-Autor des Bestsellers «Wirtschaftswunder Schweiz» (NZZ Libro). Im Dezember erscheint sein Buch «Swiss Made – The Untold Story Behind Switzerland's Success». Es soll im Ausland das Verständnis für die ausserordentlichen Leistungen der Schweiz fördern.



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN, DIREKT NACH HAUSE!

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 32 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

WWW.ARVI.CH



LE DIFESE – TENUTA SAN GUIDO 2010

CHF 18.35

Ab 36 Flaschen CHF 17.30



GUIDALBERTO (2ND VIN SASSICAIA) – TENUTA SAN GUIDO 2010

CHF 30.25

Ab 36 Flaschen CHF 29.15



SASSICAIA – TENUTA SAN GUIDO 2009

CHF 140.40

Ab 36 Flaschen CHF 135.–

Cervaro della Sala – Castello della Sala – Antinori 2010
CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

Bricco dell'Uccellone – Braida 2009 (RP 93)
CHF 43.20 Ab 36 Flaschen CHF 42.10

Brunello di Montalcino Pian delle Vigne – Antinori 2006 (JS 95)
CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 36.70

Insgoglio del Cinghiale – Campo di Sasso, L & P Antinori 2010
CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45

Guado al Tasso – Antinori 2007
CHF 64.80 Ab 36 Flaschen CHF 62.65

Amarone Monte Lodoletta – Dal Forno Romano 2006 (RP 93)
CHF 243.– Ab 36 Flaschen CHF 232.20

Amarone Costasera – Masi 2008
CHF 32.40 Ab 36 Flaschen CHF 31.30

Perlato del Bosco – Tua Rita 2006 (RP 93)
CHF 29.15 Ab 36 Flaschen CHF 27.–

Sperss – Caja 2008 (RP 96+)
CHF 156.60 Ab 36 Flaschen CHF 151.20

Testamatta – Bibi Graetz 2007 (JS 96)
CHF 97.20 Ab 36 Flaschen CHF 81.–

RP = Robert Parker Points. JS = James Suckling Points. Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

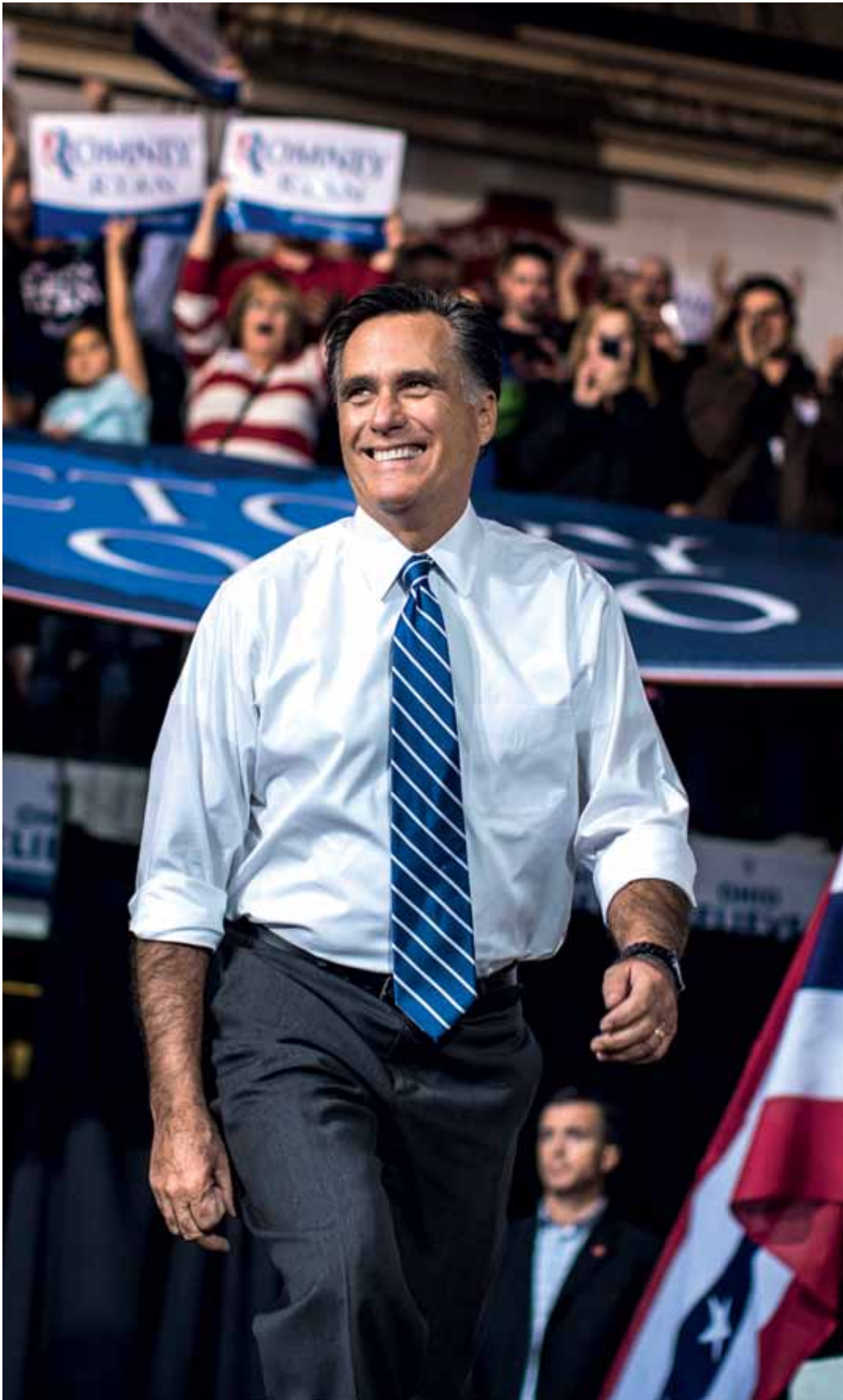
Berufspendler steigen vermehrt auf den Grippe Typ E um.

Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.
Gut, gibt es am Sonntag den «Sonntag».



Ein Fall für Romney

Weder al-Qaida noch Irans Atomprogramm – die horrende Staatsverschuldung ist die grösste Bedrohung für die USA. Präsident Obama hat das Defizit auf 16 Billionen Dollar verdoppelt. Die Weltmacht braucht eine neue Kraft. Mitt Romney ist die bessere Wahl. *Von Urs Gehrig*



Bereit zum Kompromiss: Republikaner Romney.

Amerika bietet einen deprimierenden Anblick. Die Wirtschaft kommt nicht vom Fleck. Die Armut nimmt zu. Unternehmer zögern angesichts der nie aufgehenden Unsicherheit, Risiken einzugehen, die nötig wären, um die Wirtschaft wieder in Fahrt zu bringen. 27 Millionen Amerikaner sind ohne Arbeit. Nach vier Jahren «Hope» und «Change» steht die Weltmacht immer noch am Rande des wirtschaftlichen Abgrunds.

«Moment», mögen Anhänger Barack Obamas einwerfen: «vergesst nicht sein Erbe!» Sein Vorgänger habe ihm zwei Kriege und einen ökonomischen Scherbenhaufen hinterlassen. Stimmt. Das Defizit unter Bush war haarsträubend. Bloss unter Obama wurde alles noch schlimmer. Der Präsident hat sein wichtigstes Wahlversprechen gebrochen: Statt das Defizit zu halbieren, hat er den Fehlbetrag verdoppelt. Nie hat ein Präsident während einer Amtszeit solches vollbracht. Nicht das Atomprogramm des Iran, nicht al-Qaida oder Naturkatastrophen sind die grössten Bedrohungen für das Land: Es ist die Staatsverschuldung von unvorstellbaren 16 Billionen Dollar.

Obamas Ideen sind verpufft. Sein Slogan lautet «Vorwärts!» wie bisher. Mitt Romney dagegen, ein Mann, der sowohl in der Privatwirtschaft als auch in der politischen Exekutive Erfolge ausweist, zeigt einen Weg aus der Krise: rigorose Sparmassnahmen, tiefere Steuern, Entlastungen für die Mittelschicht, Abschöpfung der heimischen Energieressourcen, bessere Schulbildung, Öffnung neuer Märkte, vor allem in Südamerika. Ausserdem würde Romney Fed-Chef Ben Bernanke nicht für eine zweite Amtszeit vorschlagen.

Sein Plan baut auf Ideen, die Amerika gross und stark gemacht haben: freies Unternehmertum, Selbstverantwortung, schlanker Staat. Damit bietet er eine Alternative zu Obama, der die Bürokratie massiert, Staatseingriffe erhöht, das Unternehmertum gefesselt und ihm somit den Schnauf abgeschnitten hat.

Romneys Handicap

Eigentlich müssten allein die Arbeitslosenzahlen von knapp 8 Prozent ausreichen, um Romney die Wahl zu sichern. Seit 1932 unter Franklin D. Roosevelt, während der Weltwirtschaftskrise, ist es keinem US-Präsidenten mehr gelungen, bei ähnlicher Quote wiedergewählt zu werden. Dass das Rennen nicht längst gelaufen ist, hat nicht zuletzt mit einer Eigenschaft des Herausforderers zu tun.

Mitt Romney hat ein Problem. Er gilt als *flip-flopper*, als Wendehals. Ob bei Abtreibung, Einwanderungspolitik, Nahost – immer wieder hat der Republikaner Positionen gewechselt, selbst in seinem Kernressort, der Wirtschaft. Ungezügelter Märkte dürfe es nicht geben, Regulierung sei wichtig, konstatierte er in der zweiten TV-Debatte. «Bevor er dafür war, war er dagegen», lautet ein Sprichwort, das ihm seine Gegner gerne um die Ohren schlagen.

Romneys Schwabbelkurs schürt Zweifel an seiner Standfestigkeit. Bisweilen erweckt er den Eindruck, als würde er alles sagen, bloss um gewählt zu werden. Doch wer in seiner politischen Karriere nach dem «echten» Romney sucht, findet ihn. Aber davon später.

Fürs Erste gilt festzuhalten: Als Romney nach hartem Vorwahlkampf unter den Republikanern und zahlreichen selbstverschuldeten Fauxpas Anfang Oktober erstmals die Klänge mit dem Präsidenten kreuzte, lief er zu Hochform auf. In den TV-Debatten überzeugte er mit präsidialer Statur, bewies Eloquenz und fundierte Sachkenntnis. Die Reaktion im Volk blieb nicht aus: Kaum hatte es Romney ungefiltert zu sehen bekommen, machte er seinen Umfragerückstand gegenüber Obama fast über Nacht wett.

Romneys Kernressort ist die Wirtschaft. Der Fokus seines Programms liegt auf Wachstum durch Steuersenkungen und Ausgabendis-

ziplin. Im Gegensatz zu Obama, der erfolglos mit Staatshilfe die Wirtschaft in Schwung bringen wollte, setzt Romney auf die Privatwirtschaft. Gewerbe und Firmen will er mehr Geld und Spielraum lassen, damit sie selber investieren und dadurch Arbeitsplätze schaffen.

Beide versprechen Steuersenkungen für die Mittelklasse, aber verraten keine Details. Romneys Steuerplan beschränkt sich nicht auf die Mittelschicht. Der Republikaner will die Einkommenssteuersätze durchs Band um einen Fünftel senken. Vor allem aber will er im Falle eines Wahlsiegs den Staat stützen: Die Ausgaben sollen, gemessen am Bruttoinlandsprodukt, auf unter 20 Prozent fallen.

Sein Massnahmenpaket, sagt Romney, werde in den nächsten vier Jahren zwölf Millionen neue Jobs generieren. Gleichzeitig will er das gewaltige Haushaltsloch um über eine Billion Dollar pro Jahr senken – das dank seiner Politik angefachtes Wirtschaftswachstum mache es möglich. Sollte Romney dieses Programm durchziehen, wäre das eine Revolution, die an die Reagan-Politik der 80er Jahre erinnert.

Dazu werde es nicht kommen, sagt die liberale Denkfabrik «Tax Policy Center». Romneys Pläne seien «mathematisch nicht finanzierbar». Obama bezichtigt Romney gar der Lüge. Sein Programm bestehe nur aus einem einzigen Punkt: Steuersenkungen. Letztlich würde der Mittelstand die Zeche zahlen. Dies ist ein

durchsichtiges Ablenkungsmanöver. Die Demokraten haben selbst keine Ideen für eine Steuerreform formuliert. Sie setzen ganz auf eine Steuererhöhung für Bessergestellte. Dass damit weder die Wirtschaft angekurbelt, Budgetlöcher gestopft noch neue Arbeitsplätze geschaffen werden, haben vier Jahre Obama schmerzlich vor Augen geführt.

Was ist verwerflicher?

Romney weiss: Steuersenkungen würden das Loch im Staatshaushalt vertiefen. Um die Reform neutral zu gestalten, will er Steuerschlupflöcher schliessen. Da es aber nicht genügend Schlupflöcher gibt, um die Ausfälle zu kompensieren, wird er um harte Einschnitte nicht herumkommen, auch im sozialen Netz nicht. So plant er unter anderem, Obamas Gesundheitsreform zurückzudrehen.

Demokraten sähen sich um das Kronjuwel der Obama-Ära betrogen und verdammten Romney für dessen Ansinnen. Sie verschweigen jedoch, dass sie keinen Plan haben, wie die Sozialwerke auf eine gesunde Basis gestellt werden sollen. Also stellt sich die Grundfrage: Was ist verwerflicher, schmerzhaftes Schnitte an breiter Front oder ein Leben auf Pump unter immer schwererer Schuldenlast?

Auch Romney hat keinen Zauberstab, mit dem er den Karren in vier Jahren aus dem Dreck reissen, putzen und auf Hochtouren

Der neue Ford B-MAX. Öffnet neue Horizonte.

Der neue B-MAX ist rundum genial. Das raffinierte Türsystem macht 1.5 Meter Platz zum bequemen Einsteigen und Zuladen.

AB FR. 20'850.-¹
189.-/MONAT²



¹B-MAX Trend 1.0 l EcoBoost, 100 PS/74 kW, Fahrzeugpreis Fr. 20'850.- (Katalogpreis Fr. 25'850.-, abzüglich Euro Prämie Fr. 3000.- und Grüne Prämie Fr. 2000.-). ²Ford Credit Leasing: ab Fr. 189.-/Monat, Sonderzahlung Fr. 3379.-, Zins (nominal) 3.9% inkl. Ford Ratenversicherung, Zins (effektiv) 3.97%. Laufzeit 36 Monate, 10'000 km/Jahr. Kautions- und Restwert gemäss Richtlinien der Ford Credit. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Die Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt (Art. 3 UWG). Abgebildetes Modell: B-MAX Titanium 1.0 l EcoBoost, 120 PS/88 kW, Fahrzeugpreis Fr. 27'000.- (Katalogpreis Fr. 29'900.- plus Optionen im Wert von Fr. 2100.-, abzüglich Euro Prämie Fr. 3000.- und Grüne Prämie Fr. 2000.-). Berechtigung für Grüne Prämie: Eintauschfahrzeug älter als 8 Jahre. Detailbedingungen zur Grünen Prämie unter www.ford.ch. Angebot gültig bis 31.12.2012. Änderungen der Rabatte und Prämien jederzeit vorbehalten.

B-MAX Trend und Titanium: Energieverbrauch 4.9 l/100 km. CO₂-Emission 114 g/km. Energieeffizienz-Kategorie A. Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 159 g/km.



Eine Idee weiter

ford.ch

bringen kann. Sein Plan liefert grobe Leitlinien, bei Details bleibt er vage. Doch die Richtung stimmt. Konsumenten müssen wieder Vertrauen in ihre Zukunft schöpfen, damit sie für jene Produkte und Dienstleistungen Geld ausgeben, welche die amerikanische Wirtschaft antreiben. Romneys Konzept liefert die dafür nötigen Weichenstellungen.

Obama als Brückenbauer gescheitert

Wirtschaftskompetenz ist nicht die einzige Qualität, die der neue Präsident ausweisen muss. Gefragt sind Leadership und präsidiale *gravitas*. Hier offenbart Obama ein Manko, das an seiner Eignung zum Präsidenten zweifeln lässt. Gemeint ist nicht das Führungsdebakel in der Bengasi-Affäre (siehe Kolumne Seite 21). Auch nicht das aggressive Dreinreden in den TV-Debatten oder Ausfälligkeiten wie «Bullshitter», mit welchen Obama in den letzten Tagen mehr sich selbst als seinen Konkurrenten diskreditierte.

Es geht um jene Fähigkeit, die der heutige Präsident vor vier Jahren als Schlüsselqualität für sich in Anspruch genommen hatte: die des Brückenbauers. In dieser Funktion ist Obama kläglich gescheitert. Land und Kongress sind heute tiefer gespalten als vor vier Jahren.

Wer hinter die Kulissen seiner Präsidentschaft blickt, stellt fest, dass Überheblichkeit und Respektlosigkeit gegenüber Kontrahenten

zu typischen Charakterzügen Obamas zählen. Starreporter und Watergate-Enthüller Bob Woodward hat diese unrühmliche Seite des Präsidenten in seinem Buch «The Price of Politics» (*Weltwoche* Nr. 38/12) über die Finanzkrise ausführlich dokumentiert: Obama verabscheut das Feilschen im Kongress, ein Kerngeschäft der Demokratie. «Ich kann es alleine durchziehen», sagt der Präsident während der Stimulus-Verhandlungen mit Republikanern. Selbst als seine Demokraten 2010 die Mehrheit des Repräsentantenhauses an die Republikaner verloren, habe er keine Spur von Flexibilität gezeigt – bei vollem Bewusstsein, dass ohne Stimmen der politischen Gegner jede Vorlage chancenlos sein würde.

Auch der nächste Präsident wird sich aller Voraussicht nach mit einem geteilten und zerstrittenen Kongress herumschlagen müssen. Als Gouverneur von Massachusetts (2003–2007) hat Mitt Romney den Beweis erbracht, dass er über Parteigrenzen konstruktive Lösungen aushandeln kann. In enger Kooperation mit den Demokraten hat er eine Gesundheitsreform eingeführt, die letztlich als ein Modell für Obamacare diente. Trotz einer demokratischen Mehrheit im Parlament gelang es ihm in nur einer Amtszeit, ein Drei-Milliarden Budgetdefizit auszugleichen und sogar Überschüsse zu erzielen – ohne Geld zu leihen oder Steuern zu erhöhen.

In Massachusetts erkennt man den «echten» Romney: Er ist ein moderater Konservativer, hart in der Sache, aber lösungsorientiert und kompromissbereit. Seine Positionswechsel im Präsidentschaftswahlkampf erfolgten aus Kalkül. Um sich die Unterstützung des erzkonservativen Parteiflügels zu sichern, politisierte er bei den Vorwahlen (Primaries) auf der rechten Seite. Im Duell mit Obama bewegte er sich zurück ins Zentrum und rückte die Mittelschicht in seinen Fokus. Damit hat er das Image des Wendehalses zementiert. In Wirklichkeit verfolgte Romney eine ebenso nötige wie clevere Taktik, um möglichst alle Mitglieder der disparaten republikanischen Partei und Wähler im Zentrum zu mobilisieren.

Fazit: Romney hat einen glänzenden Leistungsausweis sowohl im privaten als auch im öffentlichen Sektor. Als Manager kennt er die Feinmechanik der Wirtschaft, hat erfolgreiche Unternehmen gegründet und geführt, welche gescheiterte Firmen wieder auf Vordermann brachten. Er hat die Olympischen Winterspiele von Salt Lake City 2002 vor Missmanagement gerettet und – eine Seltenheit – mit schwarzen Zahlen abgeschlossen. Und als Gouverneur hat er parteiübergreifend den Haushalt saniert. Diese Erfolge empfehlen ihn als neuen Steuermann für die lädierte «Enterprise Amerika». Die USA 2012 sind ein Fall für Mitt Romney. ○

Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



Live in Uster

Ort: Restaurant Red Ochre Grill, Brunnenstrasse 1, 8610 Uster

Datum: 5. November 2012

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter tickets@radio1.ch (Platzzahl beschränkt)



Die gebremste Ehefrau

Wenn er gegen seine Frau kandidieren müsste, sagte Barack Obama vor vier Jahren, würde er verlieren. Inzwischen verzichtet die First Lady auf politische Äusserungen. Von Beatrice Schlag

Es gibt kaum eine Unterhaltungsshow, in der Michelle Obama in den letzten Monaten nicht als Werberin für ihren Mann auftrat. Sie machte eine glänzende Figur, weil sie die Gabe hat, völlig unangestrengt zu wirken. David Letterman, Kochsendungen, TV-Star-mediziner Dr. Oz, Klatschmagazin «Access Hollywood», Kinderkanal, Rätselshows. In der «Ellen DeGeneres Show» mass sie sich in Liegestützen mit der Moderatorin. Bei 25 machte DeGeneres schlapp. Michelle Obama sagte, sie könne noch eine Weile weiterstemmen.



Sie redet über Kleider, gesunde Ernährung für Kinder und ihre unselige Liebe zu Chips, über den Bio-Garten, den sie im Weissen Haus angelegt hat, über den Sado-Maso-Bestseller «Fifty Shades of Grey» und ihre Bemühungen, die Familien von Soldaten an der Front zu unterstützen. Sie sagt, wenn sie nur das Talent hätte, wäre sie gern Beyoncé. Sie twittert. Sie mailt. Am letzten Montag schrieb sie: «Nach allem, was Barack im Amt geleistet hat, können wir es uns nicht leisten, dass das in der Wahlnacht wegrutscht. Aber unsere Gegner haben 45 Millionen Dollar mehr als wir für die letzten Tage. Und wir wissen nicht, was dieses finanzielle Sperrfeuer anrichten kann.» Es war ein Spendenaufruf von vielen, die sie losgeschickt hatte. Allen gemeinsam ist, dass von Politik nie die Rede ist. Nur davon, wie viel Barack für sein Land tut.



Eigenständige politische Äusserungen hatten ihr Obamas Strategen vor vier Jahren bereits ausgedrückt, als die Öffentlichkeit plötzlich entdeckte, dass Michelle Obama ihrem äusserst redegabten Mann um nichts nachstand. Im Gegenteil: Anders als er zeigte sie auch Temperament und Wärme. Das war nicht im Sinn der Obama-Kampagne. Die USA wollen einen Präsidenten, nicht zwei für einen, wie Clinton einst versprochen hatte.



Aber Michelle Obama war und ist nicht Hillary Clinton: Sie hatte nie den Ehrgeiz, Politikerin zu werden. Für Politik, sagt sie, fehle ihr die Geduld. Ihren Mann im Weissen Haus politisch zu beraten, hatte sie nie erwogen. Sie interessierte sich einfach für das, was in ihrem Land vorging, und dachte, das müsse sie nicht

verschweigen. Und sie sagte lächelnd Sätze wie: «Wir nehmen einander dauernd hoch. Mein Mann ist unglaublich smart, und er kann sehr gut mit einer starken Frau umgehen. Das ist einer der Gründe, weswegen er zum Präsidenten taugt.» Unvergessen die Wahlveranstaltung vor vier Jahren, als Michelle Obama nach der Ansprache ihres Mannes auf die Bühne kam, ihre langen Arme um seinen Hals schlang und ihm etwas offensichtlich Freches



«Coole Tante»: Michelle Obama.

ins Ohr flüsterte. Er hob die Hand zu einem kräftigen Klatsch auf ihren Hintern, besann sich im letzten Moment auf seine Kandidatur für das oberste Amt im Land und lenkte die Hand auf höher gelegene Wirbel. Wenn es inszeniert war, war es eine Meisterleistung.



Man warf Michelle Obama vor, sie sei zu kritisch und gelegentlich zu zornig über den einigen Familien verwehrten Zugang zu Bildung, wenn diese nicht dafür zahlen können. Sie sei viel zu empört, sagten Konservative, als es einer schwarzen Frau zustehe, die es dank öffentlicher Gelder in Studium und Karriere so weit gebracht habe. Vier Jahre später redet sie öffentlich gar nicht mehr über Politik. Als die *Los Angeles Times* im vergange-

nen Monat um ein Interview bat, antwortete die Pressesekretärin, die First Lady werde für Politreporter im Wahlkampf nicht zur Verfügung stehen.



Michelle Obama ist in vieler Hinsicht die bisher aussergewöhnlichste First Lady der USA: Ur-Ur-Enkelin von Sklaven, ein Kind der unteren Mittelklasse, aufgewachsen in Chicagos vorwiegend schwarzer South Side. Dank Stipendien von Princeton und Harvard um einiges besser gebildet als die meisten First Ladies vor ihr, erste Afroamerikanerin an der Seite eines Präsidenten. Und die erste First Lady, die ohne Manuskript locker eine Stunde frei reden kann. Modeexperten überraschte sie als stilsichere Mix-Dresserin zwischen H&M und Designer-Labels. Irgendwann nach Obamas Wahl entflammte in den USA eine absurde Debatte über ihre Unbefangenheit, in ärmellosen Kleidern ihre prächtig trainierten Arme zu zeigen. Jackie Kennedy war mit ärmellosen Kleidern zur Mode-Ikone geworden. Sind nackte schwarze Arme weniger First-Lady-like als weisse? Rassismus nimmt manchmal bizarre Formen an.



Was nach vier Jahren immer noch da ist: eine selbstbewusste, durchtrainierte, attraktive, redegewandte Frau, deren Kleider, nach wie vor oft ärmellos, schon Tage nach ihrem Auftritt als Kopien in den Läden hängen. Mehr als First Lady ist sie inzwischen First Celebrity. «Sie ist die oberste Mode-Instanz, die Chefmutter, die Supergärtnerin, die coole Tante – sie ist Oprah mit grossartigen Armen», sagt Universitätsdozent Robert Watson, der die öffentliche Wirkung von First Ladies in der Geschichte der USA vergleicht. «Ich weiss nicht, ob sie ihren Brand gewechselt hat oder ob das, was wir jetzt sehen, die wirkliche Michelle Obama ist. Wie auch immer, es funktioniert hervorragend.»

Mit diesem Porträt endet die *Weltwoche*-Serie über die amerikanischen Präsidentengattinnen.

«Dylan wollte, dass ich sofort komme»

Der gutgelaunte kalifornische Gitarrenheld Lee Ritenour (60), einer der vielseitigsten und erfolgreichsten Jazz-Musiker der Gegenwart, erzählt von seinen Begegnungen mit Barbra Streisand, Frank Sinatra, den Bee Gees und Bob Dylan. *Von Roger Köppel und Sally Montana (Bild)*



«Ich liebe es, Alben einzuspielen, es ist wie Vitamine für mich»: Musiker und Produzent Ritenour.

Köppel packt ein uraltes Sony-Kassettengerät aus.

Ritenour: Das kann nicht Ihr Ernst sein! Damit habe ich vor zwölf Jahren Angus Young von AC/DC interviewt.

Ein interessanter Gitarrist. Was erzählte er Ihnen?

Er erklärte mir, dass das ganze Werk von AC/DC im Grunde die Arbeit an einem einzigen Song war. Wie würden Sie Ihren musikalischen Ansatz beschreiben?

Ich bin sehr rhythmisch, deshalb wäre ich wohl nie ein traditioneller Jazzgitarrist geworden. Ich liebe Grooves, brasilianische Rhythmen, Reggae, alles, was den Geist bewegt. Als Kind war ich an Jazz interessiert, wie alle ambitionierten Jungmusiker, die sich beweisen wollen. Aber: Meine Schwester spielte immer Motown, und so wurden mir diese funky Rhythmusgitarren gleichsam ins Ohr geträufelt. So wurde es Teil meines Stils.

Ist Ritenour, Rittenhauer, eigentlich ein deutscher Name?

Es ist ein hugenottischer Name, teilweise französisch, teilweise deutsch.

Wann sind Ihre Vorfahren in die USA gekommen?

Sie migrierten via England in die USA, um 1860, während des Bürgerkriegs. Eine meiner berühmtesten Vorfahrinnen mütterlicherseits ist die amerikanische Frauenrechtlerin Susan B. Anthony. Sie war die erste Frau, die bei einer Präsidentschaftswahl mitstimmte, worauf sie verurteilt wurde. Sie starb 1906. Ihr Bild ist heute auf speziellen Eindollar-Münzen zu sehen.

Sie sind heute einer der vielseitigsten und fähigsten Jazzgitarristen der Welt, Sie haben als Studiomusiker mit ungezählten Stars auf weltbekannten Platten mitgespielt, eigene Hits geschrieben und alles erreicht, was man sich in dieser Branche wünschen kann. Wann war das erste Mal, dass Sie bewusst eine Gitarre berührt haben?

Ich war immer fasziniert von Saiten, schon als Kleinkind. Ich spannte Gummibänder an den Besenstiel zu Hause. Irgendwann bekam ich eine Ukulele, und als ich acht war, kaufte mir meine Mutter eine richtige Gitarre. Dann ging es los. Meine Mutter zeigte mir die ersten Griffe aus einem Lehrbuch, obschon sie selber nicht Gitarre spielte. Aus Gründen, die mir schleierhaft sind, war ich sehr entschlossen, zu lernen und weiterzukommen.

Warum haben Sie Ihre Eltern nicht angehalten, etwas Vernünftiges zu lernen?

Meine Eltern wuchsen in der Gegend um Detroit auf. Detroit war damals eine grosse Musikstadt, die Plattenfirma Motown stand zu jener Zeit in der Blüte, Soul und Jazz, das war in den Vierzigern. Gleich nach dem

Krieg zogen sie nach Los Angeles, zum Glück. Mein Vater liebte Jazz und spielte Klavier, übrigens hervorragend. Er wollte Musiker werden, aber er kam aus einer recht wohlhabenden Familie, so dass ihn seine Eltern nicht Musiker werden liessen. Das frustrierte ihn.

Warum Jazz in Los Angeles? Die Jazzszene dort war viel kleiner als die in New York.

Sie haben recht. Ich liebte viele Musikrichtungen, als ich in den Sechzigern aufwuchs. Damals kam Rock 'n' Roll auf. Mir gefielen Eric Clapton, Jeff Beck, Peter Green, Jimi Hendrix, B. B. King, Albert King. Dann brachte mich mein Vater mit Jazz in Berührung, und ich war von Beginn weg fasziniert vom Klang der Jazzgitarre und der *sophistication* des Sounds. Damals trainierten mich meine Lehrer darauf, ein Studiomusiker zu werden. Mein Vater dachte, es sei besser, auf ein geregeltes Leben im Studio hinzusteuern als möglicherweise auf Tourneen und solche Dinge.

Gab es nie einen Moment, da Sie ins einträglichere Rockgeschäft einsteigen wollten?

Ich war damals sehr scheu. Ich studierte intensiv und spielte schon viele Konzerte. Ich war sehr konservativ und auf Sicherheit bedacht. Rock bedeutete Drogen, Mädchen und dergleichen. Ich traute mich nicht, in diese Welt einzutauchen.

«Rock bedeutete Drogen, Mädchen und dergleichen. Ich traute mich nicht, in diese Welt einzutauchen.»

Warum sind so viele, auch exzellente Musiker in die Drogenwelt abgestürzt?

Viele Künstler und Musiker trinken oder nehmen Drogen, weil sie den Zauber eines intensiven künstlerischen Ausdrucks erlebt haben. Sind sie erfolgreich, kommt die Frage auf, woher diese spezielle Kreativität kommt. Manchmal finden sie, Drogen und Alkohol sei der Weg, die Intensität zu bewahren. Manchmal funktioniert es sogar, wenn auch nur für eine Weile.

Stimmt die Anekdote, dass bei einer Plattenaufnahme mit dem berühmten Gitarristen George Benson der Toningenieur aus Versehen ein paar Töne löschte in Bensons Solo beim Hit «Gimme the Night» und man nachher Sie bat, das Solo Bensons imitierend nachzuspielen, weil Benson bereits abgereist war?

Absolut. Wo haben Sie denn das her? George hatte ein Haus auf Hawaii, und ich hatte bei diesem Album mitgespielt und sehr eng mit dem Produzenten Quincy Jones zusammengearbeitet. Quincy fragte mich, ob ich nicht den Sound von George redesignen könne. Auch George traute mir, denn er war ein umwerfender Jazzgitarrist, der aber in Sound-Fragen auf Einfachheit setzte, ohne Effekte

spielte und nur das Kabel in den Verstärker steckte und losspielte. Quincy fragte mich, ob ich nicht Georges Sound etwas frischer machen könne für die Platte. So wurde die Platte gemischt, und im Finish löschte der zweite Toningenieur aus Versehen den Schluss des Solos auf der späteren Hit-Single «Gimme the Night». George war allerdings schon in Hawaii, und die Platte musste am nächsten Tag fertig sein. Alle drehten durch. Es gab nur noch eine Rohaufnahme des Solos. Das spielten sie mir vor, das musste ich dann etwas kopieren, aber Quincy sagte mir, ich dürfe George nichts davon erzählen, er würde ausrasten. Erst viele Jahre später erzählten wir es George. Er nahm's gelassen.

Sie waren bekannt dafür, jeden Stil perfekt spielen zu können.

Ja, ich war ein Chamäleon. Auch auf dem Pink-Floyd-Album «The Wall» doppelte ich ein paarmal für den Leadgitarristen David Gilmour nach.

Was war Ihr Eindruck von all den grossen Stars, mit denen Sie zusammengearbeitet hatten? Ist Ruhm gesund?

Einige gingen besser damit um als andere. Heute beobachte ich diese Mädchen, die wie Raketen aufsteigen und dann wie ausgeglühte Raketen abstürzen, nachdem sie begonnen haben, an die eigene Berühmtheit zu glauben. Tragisch. Es wird interessant sein, zu sehen, was aus der Sängerin Adele werden wird. Sie ist so unglaublich talentiert, und sie steigt so rasant auf – ich hoffe, sie kann es bewältigen. Quincy Jones, der Produzent von Michael Jackson, betonte immer wieder, er sei froh, dass Jacksons Erfolg nicht früher kam – er, der Produzent, hätte nicht damit umgehen können. Michael wurde ja nie damit fertig. Generell lässt sich sagen, dass die meisten Stars, die ich kennenlernte, auf dem Boden blieben und vor allem ihre Kunst zu vollenden versuchten. Ich arbeitete oft mit Paul Simon. Mich beeindruckt bis heute die unglaubliche Energie, die Paul in einen Song hineinlegt, und wie er alles daransetzt und sich zur Decke streckt, um eine gute Produktion abzuliefern.

Barbra Streisand?

Sie war eine der grössten Sängerinnen ihres Stils, unerreicht. Sie sang immer live mit der Band.

Sie haben in jungen Jahren auch mit dem legendären Frank Sinatra zusammengearbeitet. Wie war der «Chairman of the Board»?

Wir trafen uns in den siebziger Jahren, als der die Nummer «L. A. is my Lady» aufnahm. Er war etwas mürrisch, meistens in schlechter Laune. Wir nahmen die Platte in Los Angeles auf mit einer fantastischen Big Band – ein sehr teures Studio. Wir probierten die Stücke, und Produzent Quincy Jones hatte Videokameras installiert, um den Moment



«Meistens schlechter Laune»: Frank Sinatra.

einzufragen. Es war der Anfang dieser Filmtechnik. Frank kam herein, und als er die Kameras sah, ging er gleich wieder raus. Er verliess die Session. Am nächsten Abend trafen wir uns wieder. Quincy hatte nur noch eine winzige Kamera im Studio.

Sinatra trat ein, sah die Kamera und machte rechtsumkehrt. Er wollte nicht gefilmt werden. Quincy erklärte Frank, das sei nun einmal modern. Man filme die Aufnahmen, damit man nachher ein Video machen könne. Wenn nicht, könne man ja alle Bänder wegwerfen. Frank ging trotzdem. Am dritten Abend waren also keine Kameras mehr im Studio, und alle waren sehr nervös. Es hiess, niemand solle mit Sinatra sprechen, und würde er einen ansprechen, solle man ihn auf jeden Fall «Mister Sinatra» nennen.

Dann gab es diesen italienischen Trompeter, Gary Grant, er hiess tatsächlich so. Sobald Frank reinkam, waren alle angespannt, sogar Quincy Jones, was ich noch nie erlebte. Niemand sprach Sinatra an, es herrschte andächtiges, ehrfurchtsvolles Schweigen, es war, als ob Gott durch die Tür marschierte. Er war sehr eindrucksvoll. Dann plötzlich ging Gary auf Sinatra zu und sagte: «Hey Frank, Baby, wie läuft's denn so?» Der ganze Raum bebte, ein Seufzen schwoll an. Frank begann wieder aus dem Studio rauszulaufen. Alle waren entsetzt, dass Sinatra schon wieder ging.

Doch Gary Grant, der Trompeter, liess nicht locker: «Hey Frank, wie geht's den Jungs in Palm Springs?», und er zählte ein paar unaussprechliche italienische Namen auf, worauf sich Frank Sinatra umdrehte und sagte: «Ach, du kennst ...», die Namen wiederholend. Gary sagte: «Komm wieder rein, Frank, lass uns ein bisschen bleiben und reden.» Sinatra kam wieder rein, und es wurde eine fantastische Aufnahmesession.

Wer hat Sie am meisten beeindruckt?

Mein Kollege Dave Grusin, der Komponist, Bandleader und Arrangeur.

Sein Soundtrack zu «Three Days of the Condor» gehört zum Besten, was an Filmsoundtracks geschrieben wurde.



«Ein Original»: Popstar Lady Gaga.

Absolut, ein fantastischer Soundtrack. Quincy Jones ist ebenfalls ein Riesenvorbild. Musiker? Es gibt so viele. Ray Charles war grossartig.

Man nennt Sie einen Star des West-Coast-Genres. Was ist speziell an der Musik von Los Angeles?

(Lächelt) Ich habe nie sogenannten wütenden Jazz gemacht.

Was ist das?

Unser Bassist scherzte gestern im Bus und machte sich etwas lustig über diesen düsteren Hardcore-Jazz – sehr progressiv, sehr ernst, absolut humorfrei wie in diesen New Yorker Klubs, wo der Trompeter gegen die Wand spielt, den Rücken zum Publikum. Das war nie meine Sache. Ich liebe schöne Melodien, schöne Harmonien und starke Rhythmen. Ausserdem bin ich audiophil. Meine CDs sollen hervorragend klingen, so wie es Quincy Jones oder Phil Ramone, ein anderer berühmter Produzent, vorlebten. Es gibt auch einen simplen logistischen Grund, warum in Los Angeles die Produktion der Musik eine ganz andere Rolle spielt als in New York. In New York kann man nicht seine eigenen Anlagen ins Studio bringen. Niemand fährt selber ein Auto, man ist immer mit dem Taxi unterwegs. In Los Angeles werden die Studios mit unserem Material bis unters Dach vollgestellt. Umzugswagen fahren jeweils unser sehr spezielles und ausgeklügeltes Equipment herbei, so dass die Art der Aufnahme viel stärker die Handschrift der unterschiedlichen Produzenten trägt. Ich spielte zum Beispiel mit Steely Dan und den Bee Gees in den siebziger Jahren, es waren perfekt produzierte Platten.

Was haben Sie mit den Bee Gees aufgenommen?

Ich hatte das Privileg, bei «Saturday Night Fever» mitzuwirken. Die Bee Gees waren verrückte Perfektionisten. Die haben eine Woche lang nur an einem achttaktigen Stück Rhythmusgitarre gearbeitet, bis es perfekt war. Einige dieser Gruppen verbrachten ernsthaft viel Zeit im Studio. Auch Steely Dan und Pink Floyd investierten sehr viel für den Schliff einer Produktion. Das waren Besessene. Der L.-A.-Sound ist stärker pro-



«Verrückte Perfektionisten»: Bee Gees.

duziert, sauberer, perfekter. Ich selber habe meine Jazzplatten immer in der Absicht produziert, ein möglichst grosses Publikum zu erreichen. Ich wollte immer Musik produzieren, die auch für den Zuhörer zugänglich ist. Damit meine ich nicht kommerzielle Musik, aber zugänglich von der Soundqualität und der musikalischen Qualität her.

Was ist für Sie die faszinierendste Musik der Gegenwart?

Ich reise sehr viel heute, in allen Kontinenten. Wenn ich den Jazz anschau: Der Markt in den USA ist immer kleiner geworden. Viele Fans, die Jazz gehört haben, werden älter, und junge Hörer kommen nicht nach. Es gibt aber sehr viele Talente unter den Jazzmusikern, die in den USA nachwachsen.

Was ist im Pop interessant? Lady Gaga?

Ich bitte Sie ...

Aber die Frau hat doch unzweifelhaft etwas erreicht und ist mehr als eine Eintagsfliege.

Da haben Sie recht. Absolut. Sie arbeitet hart. Sie hat Madonna einen Teil der Show gestohlen. Sie ist ein Original.

Ist sie die neue Madonna?

Sie hat das Potenzial. Sie ist sehr smart und sehr kreativ, so wie sie sich selber verkauft. Die Welt ist visuell geworden, und die Musik ist ein Element der Inszenierung. Das lässt sich an Lady Gaga ablesen. Persönlich bin ich ein Fan von Adele. Sie sieht nicht so extrem gut aus wie andere, aber sie ist auf dem Weg, ein Superstar zu werden – und ich mag bei ihr, dass die Musik im Vordergrund steht. Handkehrum: Es ist nicht einfach, eine Lady Gaga zu sein. Wie viele Leute schaffen das schon?

In den letzten dreissig Jahren scheint die Zahl der Popstars zurückgegangen zu sein.

Was steckt dahinter?

Heute gibt es so viele Platten. Jeder kann CDs herstellen. Jedermanns Musik ist auf dem Internet. Vor zwanzig Jahren hat mir ein Mitarbeiter von Federal Express seine neue CD gegeben, als er an meiner Haustür klingelte, um mir ein Paket zu überbringen. Ich staunte und fragte ihn, ob er bei einer Plattenfirma unterschrieben habe. Er sagte, nein, er habe sie bei sich zu Hause aufgenommen. Ich hörte sie mir an und dachte:

Ich habe eine neue CD, der Fedex-Mann hat eine neue CD, und die beiden sind professionell produziert. Mir wurde klar, dass eine Revolution am Laufen war.

Wie schwierig ist es heute, im Musikbusiness Geld zu verdienen?

Sie sprechen das grösste Problem an. Sehr viel schwieriger als früher. Alles ist gratis, die Kids erwarten, dass alles gratis ist. Für mich trägt das Internet auch zur Vernichtung geistigen Eigentums bei. Die Filmbranche hat Sicherungsinstrumente entwickelt, die anzeigen, wenn jemand einen Film illegal herunterlädt. Das passierte in der Musikbranche leider nicht.

Wie halten Sie sich als Gitarristen-Unternehmer über Wasser?

Ich produziere CDs mit berühmten Musikern. Bei meinem letzten Album spielten all diese fantastischen Gitarristen mit. Ich lud allerdings auch einen sehr jungen, hochtalentierten Gitarristen ein, was mir erlaubte, die Musikhochschule Berklee College of Music in Boston als Promotionspartner zu gewinnen. Die Firma Yamaha machte ebenfalls mit. Mein neues Album versammelt all diese hervorragenden Rhythmussektionen mit Chick Corea, George Duke, Vinnie Colaiuta, Dave Weckl oder Peter Erskine. Dann habe ich noch ein paar junge «Piano-Bass-and-Drums»-Mu-

siker eingeladen. Ich habe hier also eine Art neues Modell kreiert, wo es darum geht, das gleiche Album mit jungen Talenten neben bestehenden Grössen zu besetzen. So öffnen wir Türen zu den jungen Leuten.

Sie sind vermutlich der letzte Jazzmusiker, der sehr reich wurde.

Ich bin nicht sehr reich (*lacht*).

Aber Sie besitzen immerhin mehrere Häuser in Malibu, dem St. Moritz der Westküste.

Ich bin sechzig Jahre alt, und ich arbeite als Musiker, seit ich zwölf bin. Teures Haus in Malibu? Da stecken viele schweisstreibende Arbeitsstunden dahinter.

Gibt es eine Person, mit der Sie unbedingt noch spielen möchten – tot oder lebendig?

Als ich noch im «Baked Potato» spielte, kam jeweils ein Mann abends, um mich zu hören, mit dem ich noch nie gespielt habe. Sein Name: Bob Dylan. Eines Tages war ich im Studio, während Dylan nebenan eine Platte aufnahm. Sein Manager kam zu uns und sagte, Dylan würde gerne hallo sagen. Klar, sagten wir. Dylan kam, wir sprachen, und er fragte mich, ob ich auf seiner Platte spielen möchte. Ich sagte sofort zu, aber Dylan wollte, dass ich sofort komme, ich hatte allerdings noch selber etwas zu erledigen.

Ihr grösster Karrierefehler?

Jedenfalls ging ich nachher in sein Studio rüber, aber er war schon weg, und es ist bis

heute nie zu einer Zusammenarbeit gekommen.

Stevie Wonder sagte mal, er habe seinen Einsatz für die Musik von 150 Prozent auf 35 Prozent verringert, als er über fünfzig war. Wie ist das bei Ihnen?

Ganz anders. Ich arbeite ständig zwölf Stunden pro Tag, und ich machte mein neues Album «Rhythm Sessions» mit dem gleichen Enthusiasmus wie seinerzeit «Captain Fingers». Ich liebe es, Alben einzuspielen. Es ist wie Vitamine für mich, es treibt mich an.

Noch ein Wort über Christian Jott Jenny, den Schweizer Tenor und Promoter, an dessen Festival in St. Moritz Sie letzten Sommer teilgenommen haben?

Er hat etwas Magisches geschaffen in St. Moritz. Es ist unglaublich, wie viel grossartige Musiker er in dieser kurzen Zeit nach St. Moritz gebracht hat. Er ist ein fantastischer Mann. Und St. Moritz ist ein wunderbarer Ort.



Lee Ritenour: Rhythm Sessions. Seit Oktober im Handel

Den Elektro-Sportwagen von morgen schon heute Probe fahren. Fisker Karma.

www.fisker-automobile.com



PURE DRIVING PASSION



Basel: Emil Frey AG, Autowelt Basel-Dreispietz, 061 335 61 11

Safenwil: Emil Frey AG, Autocenter Safenwil, 062 788 88 88

Zürich: Emil Frey AG, Autohaus Zürich-Altstetten, 044 495 23 11

Crissier: Emil Frey SA, Centre Automobile Romand, 021 631 24 11

Noranco: Emil Frey SA, Auto-Centro Noranco-Lugano, 091 960 96 96

Fährt elektrisch – auch wenn er mit Benzin fährt.

- Elektroantrieb mit Reichweitenverlängerer
- Leistung: 408 PS
- Verbrauch: 2,2 l/100 km
- Reichweite: 483 km
- CO₂-Emission: 53 g/km
- Solardach
- 22-Zoll-Leichtmetallräder

Fisker Karma EcoSport: Energieeffizienzklasse C, CO₂-Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz: 159 g/km.



Schönstes Lächeln, breiter Mund, längste Beine: Julia Roberts in «Sleeping with the Enemy» (1991).



Skandal!

Von Daniele Muscionico

Woran erkennt man, dass dieses Bild aus einem amerikanischen Film stammt? Richtig, die liegende Lady trägt einen züchtigen Büstenhalter. Und was für einen! Einen schlechtsitzenden, einen kleinen, einen ordinär roten. Im Übrigen genügt ein Blick, und der Fall ist klar: Hier geht es mit üblen Dingen zu. Mag ihr Haar prophylaktisch schon mal mit «Drei-Wetter-Taft» befestigt sein, diese Frau leidet – und nicht nur an ihrem schlechten Dessous-Geschmack.

«Der Feind in meinem Bett» («Sleeping with the Enemy») hiess der Film, in dem Julia Roberts bewies, dass es nichts gibt, was sie nicht kann. Auch eine schlechte Schauspielerin sein. Wieso das hier von Belang ist? Julia Roberts feierte am 28. Oktober ihren 45. Geburtstag. Und weil man zu diesem Ehrentag das Leben von Everybody's Darling durchstöberte, um der geneigten Fangemeinde diese oder eine andere Bettgeschichte wie Speck durch den Mund zu ziehen, kommt man am Ende resigniert zum Schluss: Im Leben der Roberts gibt es keine Skandale. Und das ist skandalös.

Wie soll das gehen, ganz ohne, in diesem besonderen Fall? Denn man braucht ja kein Geometer zu sein, um festzustellen: Julia Roberts ist die Frau mit dem schönsten Lächeln der Welt, dem breitesten Mund und den längsten Beinen. Sie ist der Hollywood-gewordene Beweis, dass Schönheit nicht unbedingt dumm macht, aber garantiert erfolgreich. Julia Roberts ist für das Kino, was Klementine für die Waschmaschine: der Garant für weisseres Weiss.

Nun gut, eingeweihte «Pretty Woman»-Fanatisten wissen: Es gibt da einen dunklen Flecken im Leben der ersten Schauspielerin, die mehr als zwanzig Millionen Dollar für eine Rolle fordern konnte. Doch über diesen Flecken spricht sie nicht. Es ist ihre Kindheit, es sind Misshandlungen durch ihren Stiefvater, doch auch wir machen hier einen Punkt.

Wer nach Skandalen giert, muss damit vorliebnehmen, dass diese Frau nicht auf Teufel komm raus spielen muss. Auch das ist skandalös. Und hatte Folgen. Hätte Roberts «Basic Instinct» nicht ausgeschlagen, niemand wüsste heute, wer Sharon Stone ist; hätte Roberts zugesagt zu «While You Were Sleeping», keiner hätte sich je umgedreht nach einem Mädchen namens Sandra Bullock.

Doch Julia Roberts verzichtet nicht nur auf Skandalrollen, sondern auch auf Botox und Schönheitsoperationen. Bis heute, im Alter von 45.

Herzliche Gratulation!

Das Ass der Spione

Der britische Geheimagent Sidney Reilly diente Autor Ian Fleming als Vorbild für James Bond. Der Meisterspion war auch Geschäftsmann und Frauenheld. Sein Tod war mysteriös. *Von Michael Randall*

Der Autor Ian Fleming schrieb einmal, sein Held James Bond sei «eine Zusammensetzung aus allen Geheimagenten und Kommandotypen, die ich im Krieg getroffen habe». Allerdings vertraute er 1953, kurz nach Erscheinen von «Casino Royale», seinem Kollegen in der *Sunday Times*, Leonard Mosley, an, dass die tatsächliche Inspiration, die ihn zur Abfassung der 007-Romane veranlasste, von einem einzigen Mann ausging – einem britischen Geheimagenten, dessen Leben weiter in Geheimnisse gehüllt und voller Widersprüche ist. Der Name dieses Mannes war Reilly, Sidney Reilly, und seine aussergewöhnlichen Exploits im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts trugen ihm den Übernamen «Ass der Spione» ein. Dies ist seine Geschichte:

Am Morgen des 5. November 1925 wurde der Gefangene Nr. 73 aus Moskaus Lubjanka-Gefängnis geholt und in den Sokolniki-Wald gefahren. Er hatte keinen Grund zur Beun-

Es gab Leute, die sagten, es sei den Sowjets gelungen, den britischen Spion auf ihre Seite zu ziehen.

ruhigung: Es war nicht das erste Mal, dass es ihm die Wärter erlaubten, sich im Wald etwas Bewegung zu verschaffen.

Nach einer gewissen Zeit hielt der Wagen an – «Motorprobleme», sagten sie –, und der Gefangene Nr. 73 wurde geheissen auszusteigen. In der gespenstischen Stille des Waldes schien das Knirschen der Schuhe auf dem jungfräulichen Schnee unnatürlich laut.

Er war vierzig Schritte vom Wagen weggegangen, als einer der OGPU-Geheimpolizeioffiziere eine Pistole zückte und ihn in den Rücken schoss. Der Gefangene Nr. 73 stiess einen tiefen Seufzer aus und brach auf dem Boden zusammen. Ein zweiter Offizier schoss ihm in die Brust. Ein paar Minuten später war er tot.

Das Geheimnis seines Verschwindens

Laut OGPU-Bericht war der Gefangene Nr. 73 Leutnant Sidney Reilly, der britische Meisterspion, der im Herbst 1918 versucht hatte, das bolschewistische Regime zu stürzen. Der Bericht vermerkte mit Befriedigung, dass die Offiziere das Urteil effektiv vollstreckt hatten, welches das Revolutionstribunal sieben Jahre zuvor – in absentia – verhängt hatte.

Obschon die sowjetische Geheimpolizei den Mann getötet hatte, schaffte sie es nicht, den

Mythos zu töten. Noch Jahre später hielten sich Gerüchte, nach denen Reilly überlebt habe. 1926 wurde sein Military Cross – ein Orden, der ihm für Tapferkeit im russischen Bürgerkrieg verliehen worden war – auf mysteriöse Weise dem britischen Geheimdienst zurückerstattet. Er war von einer handgeschriebenen Notiz begleitet, auf der zu lesen war: «Hier ist genau die gleiche Täuschung wie dort.»

Es gab Leute, die sagten, es sei den Sowjets gelungen, den britischen Spion auf ihre Seite zu ziehen – sogar, dass er von Anfang an ein Doppelagent gewesen sei. Sie behaupteten, dass die Leiche, die 1925 von der OGPU fotografiert worden war, bloss einen Versuch dargestellt habe, seine «Legende» auszulöschen. Noch 1944 löcherte Reillys dritte Frau, die Schauspielerin Nelly Burton, den britischen Geheimdienst mit Fragen über seinen Verbleib. Sie bot sich sogar an, «Spionagearbeit» zu leisten, in der Hoffnung, das Geheimnis seines Verschwindens zu lüften.

Als Ian Fleming 1939 dem Geheimdienst der Navy beitrug, war Sidney Reilly bereits eine legendäre Figur, der Inbegriff des glamourösen Geheimagenten, der Charme, Geist und Charisma einsetzte, um seine Ziele zu erreichen. Sein Status war noch durch das Buch «Memoirs of a British Agent» (Memoiren eines britischen Agenten) erhöht worden, das sein Mitverschwörer Robert Bruce Lockhart drei Jahre zuvor geschrieben hatte.

Stattliches Vermögen dank seiner Frau

Lockharts Sohn Robin (der spätere Autor von «Ace of Spies» [Ass der Spione]) sollte später Flemings lebenslanger Freund werden. Seine Geschichten regten den künftigen 007-Autor an, die Archive des britischen Geheimdienstes nach aussergewöhnlichen Details von Reillys Karriere zu durchkämmen. Nach Auskünften von Leonard Mosley – selber ein Verfasser von Spionageromanen – kam Fleming die Idee, einen Thriller mit einem Meisterspion von epischen Proportionen zu schreiben.

Als Fleming in den frühen 1950er Jahren sich an den Schreibtisch setzte, um «Casino Royale» zu verfassen, konnte er auf Reillys aussergewöhnliche Persönlichkeit als reiche Inspirationsquelle zurückgreifen. Dieser war ein notorischer Schürzenjäger, zwanghafter Spieler und Adrenalin-Junkie gewesen. Er sprach fließend fünf Sprachen und hatte eine Vorliebe für das Leben auf grossem Fuss. Er war ein versierter Pilot und Verkleidungskünstler.



Quelle der Faszination: Sidney Reilly alias

James Bond war mit all diesen Eigenschaften versehen – und zusätzlich mit einigen von Flemings eigenen Macken – aber (zum Glück für ihn) erbte er nicht Reillys gequälte und gespaltene Persönlichkeit.

Das Credo von 007 ist ein offenes Buch. Er kämpft für seine Königin und sein Land; er ist ein Einzelgänger-Agent, aber gleichwohl Patriot, der sich in einem Wettstreit der List mit den machtwahnsinnigen Plutokraten misst, die auf Teufel komm raus die Weltherrschaft anstreben. Sidney Reillys Agenda ist viel undurchsichtiger – und es gibt viele Episoden in seiner Geschichte, in denen er mehr mit den machtvorrückten Plu-



Sigmund Rosenblum (1874–1925).



Bot Spionagearbeit an: Reillys dritte Frau Burton.



Epische Proportionen: Bond-Autor Fleming.



Inzwischen ein reicher Mann: Oktoberrevolution, 1917.

tokraten gemein zu haben schien als mit dem geheimen Diener Ihrer Majestät.

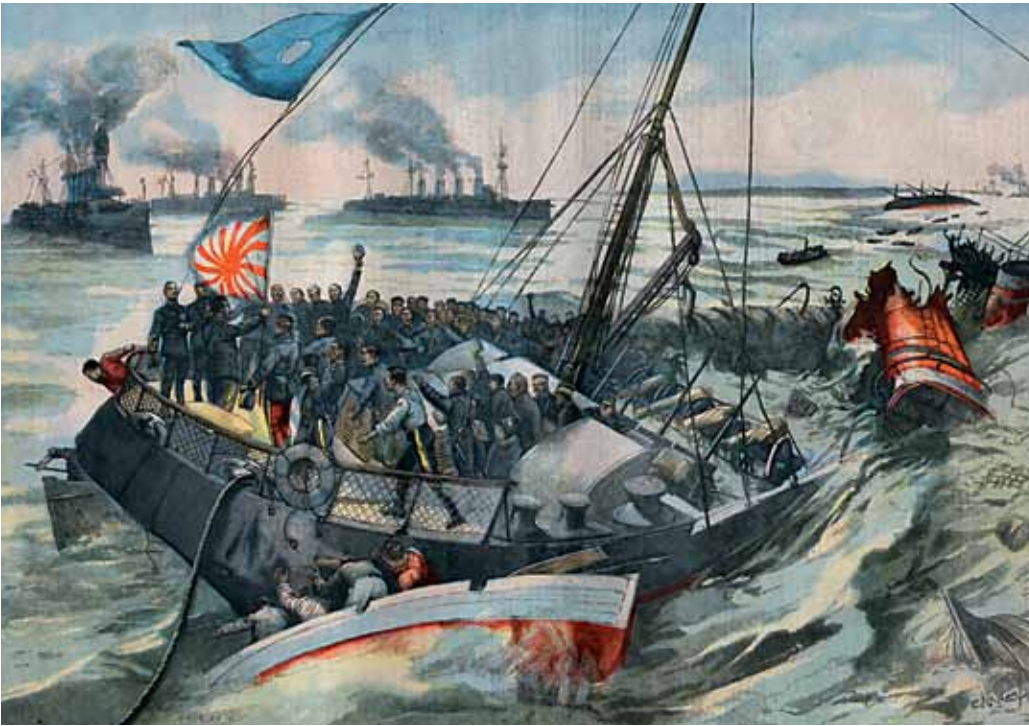
Gerade deshalb bleibt Reillys Leben eine ständige Quelle der Faszination. In der besten Tradition der Spionage hörte der Mann, der 1874 als Sigmund Rosenblum geboren wurde, nie auf, sich selber neu zu erfinden. Der frühe Teil von Reillys Biografie ist wenig erbaulich. Während James Bond das Produkt von Eton und der Uni Genf war, studierte der uneheliche Sohn eines russisch-jüdischen Arztes Chemie in Odessa. Mit achtzehn Jahren wurde er revolutionärer Aktivitäten verdächtigt und verhaftet, worauf er seinen eigenen Tod vor-

täuschte und aus dem Land floh. Während der nächsten zwei Jahrzehnte gebärdete er sich als zynischer Opportunist, der sich verzweifelt in die Gesellschaft hineinzuschmeicheln suchte und ein Leben zu leben, das er aus der Ferne bewundert hatte. Kurz nach seiner Ankunft in London im Jahre 1895 eröffnete er ein Arzneimittelgeschäft, die Ozone Preparations Company. In dieser Eigenschaft begegnete er der 24-jährigen Margaret Thomas, deren ällicher Mann an einer Nierenkrankheit litt. Trotz (oder wegen) Reillys medizinischer Behandlung starb der Gemahl, und Margaret erbte ein (damals stattliches) Vermögen von 8000

Pfund. Sie und Reilly heirateten vier Monate später.

Das junge Paar begab sich prompt auf eine Blitzreise durch Europa und den Fernen Osten, die in Port Arthur endete – dem russischen Marinestützpunkt in der Mandschurei. Dort hamsterte Reilly wichtige Güter in Erahrung eines japanischen Angriffs. Als im Januar 1904 die Belagerung begann, konnte Reilly seine Güter zu gewaltig erhöhten Preisen der russischen Marine verkaufen.

Es gibt Belege, wonach Reilly im Vorfeld des Angriffs Geheiminformationen an die Japaner lieferte, die derart widersprüchlich waren,



Wichtige Güter gehamstert: Port Arthur, Beginn des Russisch-Japanischen Kriegs, 1904.

dass sie einen entscheidenden japanischen Sieg verhinderten. Als Folge davon zog sich die Belagerung von Port Arthur in die Länge, und Reillys Kriegsgewinne schnellten in die Höhe.

1905 trennten sich die Wege von Margaret und Reilly. Der angehende Spion reiste nach Sankt Petersburg, wo er auf grossem Fuss lebte und als Vermittler für Marineverträge auftrat. Dort fing er eine wilde Romanze mit Nadeschda Zalesskaya an, der Frau eines Beamten im Marineministerium und einer bekannten Schönheit der höfischen Gesellschaft. Dabei vermischte er Vergnügen und Geschäft aufs beste. Die Liaison ermöglichte es ihm, in den Besitz von vertraulichen Informationen über die russische Marine zu kommen und seine Taschen weiter zu füllen.

Nadeschda – dies nebenbei – war eine der wenigen Frauen, die Reilly in seinem eigenen Spiel besiegten. Das Liebespaar verliess 1914 schliesslich Sankt Petersburg und reiste nach Frankreich. Von dort zog Reilly nach Amerika weiter, wobei er versprach, zu gegebener Zeit Nadeschda nachreisen zu lassen und zu heiraten.

J. P. Morgan, der Erzrivale

Monate vergingen ohne Nachricht. So entschloss sich Nadeschda, einen Dampfer zu nehmen und ihm auf eigene Faust nachzureisen. Sie kablete Reilly, er solle sie am New Yorker Hafen abholen. Gleichzeitig informierte sie die Polizei, dass ihr Verlobter beabsichtige, eine Frau zu unmoralischen Zwecken zu importieren. Die Polizei verhaftete Reilly am Quai und erklärte ihm, er könne nur dann eine Gefängnisstrafe vermeiden, wenn er die Frau auf der Stelle heirate.

Während der ersten Jahre des Ersten Weltkriegs handelte Reilly Waffenverträge für die

russische Regierung aus. 1916 wird sein Name im Zusammenhang mit der mysteriösen Zerstörung des Black Tom Terminal in Verbindung gebracht, einem Lagerhaus, in dem sich 13 000 Tonnen des für die Westfront bestimmten Sprengstoffes befanden.

Später wurden deutsche Saboteure, die versuchten, die Lieferung des Sprengstoffes nach Europa zu verhindern, für die Tat verantwortlich gemacht. Jedoch gehörte die grösste Menge der im Terminal gelagerten Munition Reillys Erzrivalen J. P. Morgan, dem Besitzer von White Star, und die Explosion trug viel

Reilly ignorierte die Anweisungen aus London und handelte nun ganz auf eigene Initiative.

dazu bei, Reillys Geschäftsinteressen zu befördern. Das FBI befragte Reilly zwar, aber – wie nicht anders zu erwarten – nichts konnte je bewiesen werden.

Inzwischen war Reilly ein reicher Mann geworden und eine Stütze der New Yorker Gesellschaft. Ein gewöhnlicher Sterblicher hätte sich damit begnügt, schliesslich hatte der mittellose russische Emigrant sein Lebensziel erreicht. Doch die bolschewistische Revolution von 1917 änderte anscheinend alles.

Kurz nach diesem umwälzenden Ereignis kontaktierte Reilly Norman Thwaites, der in New York für den britischen Geheimdienst SIS arbeitete, und bot seine Dienste als Spion an. Thwaites empfahl Reilly dem SIS-Chef Mansfield Smith-Cumming, Codename «C». Er schlug weiter vor, dass der Mächtegern-Agent zur britischen Armee gehen solle, «um sich bekannt zu machen».

Einige Wochen später reiste Reilly nach Kanada und meldete sich beim Royal Flying Corps. Anfang 1918 hatte man ihn an die Westfront geschickt. Es war ein höchst zweideutiges Ereignis – und bestimmt ein uncharakteristisches. War es möglich, dass Sigmund Rosenblum, der Flüchtling aus Odessa, nun plötzlich vom Wunsch ergriffen worden war, seinem belagerten Vaterland in der Stunde der Not beizustehen?

Mansfield Smith-Cumming nahm an, dass dem so sei. Er war verzweifelt bemüht, Agenten nach Russland einzuschleusen, welche die bolschewistische Regierung überzeugen sollten, den Krieg gegen Deutschland wieder aufzunehmen. Die Verlegung deutscher Divisionen aus Russland an die Westfront hatte die alliierten Armeen unter erhöhten Druck gesetzt.

Die Lockhart-Verschörung

Wegen seiner Sprachkenntnisse und seiner ungewöhnlichen Biografie schien Reilly der perfekte Kandidat für den Job. Unter dem Codenamen ST1 gelangte er im Frühling 1918 nach Moskau und warf sich mit Gusto in die Arbeit. Es ging jedoch nicht lange, bis Reilly aus der Leine schlüpfte. Er ignorierte die Anweisungen aus London und handelte nun ganz auf eigene Initiative: Er konzentrierte seine Anstrengungen darauf, die antibolschewistischen Kräfte in Russland zu einigen und einen Staatsstreich zu inszenieren.

Unterstützt von reichlich fliessenden britischen Regierungsgeldern, organisierte Reilly ein Netz von Kurieren, illegalen Druckerpressen und Schmuggeloperationen. Unter den Kurieren befanden sich drei Frauen – Elizaveta Otten, Olga Starzheskaya und Maria Fridé –, die alle drei seine Geliebten waren. Diese Periode in Reillys Leben zeugt von seiner unheimlichen Fähigkeit, Leute in den Bann zu ziehen, insbesondere Frauen, die er wie ein Svengali manipulierte.

Zu jener Zeit entsandten die Briten und Amerikaner Truppen nach Archangelsk, und im Süden versammelte sich ein internationales Expeditionskorps. Die tschechische Legion, die eben in Jekaterinburg einen Sieg errungen hatte, marschierte weiter westwärts. Die Bühne war frei für die Gegenrevolution.

Inzwischen war die Tschecha dem Spionagering auf die Spur gekommen. Sie infiltrierte Informanten und Agents provocateurs ins Herz der Verschörung. Die Russen bereiteten einen Gegenschlag vor.

Sowohl Verschwörer wie Tschecha wurden von den Ereignissen überholt. Im August 1918 – sechs Tage vor dem geplanten Coup – schlugen zwei einsame Attentäter in Sankt Petersburg und Moskau zu. Moisei Uritsky, der Kopf der Petrograder Geheimpolizei, wurde getötet und Lenin ernsthaft verwundet.

Die beiden Anschläge spielten eine Schlüsselrolle. Sie lösten die als «Roter Terror» in die



Gut fürs Geschäft: Black-Tom-Explosion, 1916.



Mitverschwörer: Bruce Lockhart.



Enger Partner: Boris Sawinkow.

Geschichte eingegangene Säuberung aus und liessen das sogenannte Lockhart-Komplott auffliegen. Reilly hatte das Glück, mit dem Leben davonzukommen. Lockhart wurde verhaftet, aber später laufen gelassen. Die weiblichen Kuriere, die Reilly bezirzt und zum Mitmachen überredet hatte, wurden auf der Stelle hingerichtet. Es ist nicht einfach, Reillys Rolle in der Lockhart-Verschwörung abzuklären. Es wird behauptet, letztlich sei es sein Ziel gewesen, sich zum Chef einer neuen Regierung und zum wahren Herrscher Russlands aufzuschwingen – ein Ehrgeiz von wahrhaft napoleonischem Zuschnitt. Tatsache ist, dass dieser zwielichtige britische Agent um ein Haar das Regime gestürzt hätte, das später Figuren wie Stalin, Beria und Jeschow hervorbrachte.

«Oft dem Tod ins Gesicht gelacht»

Nach einem kurzen Aufenthalt in London wurde Reilly nach Südrussland entsandt, wo er die Bemühungen der Weissen Armee unter General Denikin unterstützen sollte. Zu seinen engsten Partnern gehörte Boris Sawinkow, einer der Anführer der Gegenrevolution. Vielleicht begegnet man hier einem sehr verschiedenen Reilly: einem Mann, der sich einer Causa angeschlossen hatte; einem Mann, der nach einem auf Eigeninteresse abgestimmten Leben schliesslich etwas gefunden hatte, woran er glauben konnte.

Während der nächsten beiden Jahre beteiligte sich Reilly an einer Serie von zum Scheitern verurteilten Feldzügen, zuerst mit Denikin in Russland und der Ukraine, dann mit Sawinkow in Ostpolen. 1921 mussten sich die Weissrussen geschlagen geben, und ihre Führer flohen nach Europa. Reilly und Sawinkow bemühten sich, die Briten und Franzosen für die

Sache der Gegenrevolution zu gewinnen, aber ihre Bemühungen waren ein Schlag ins Wasser.

Die Erfahrung, zusehen zu müssen, wie seine noble Sache Schiffbruch erlitt, brachte Reilly an den Rand des Wahnsinns und spannte seine Beziehung zum SIS zum Zerreißen an. Zuerst Caryll Houselander, eine junge Künstlerin und Dichterin, und dann der Music-Hall-Star Nelly Burton retteten ihn vor dem Verzweifeln.

Nelly Burtons Beschreibung ihrer ersten Begegnung lassen die Dämonen errahnen, die Reilly zu jener Zeit heimsuchten: «Seine Augen waren fest, gütig und recht traurig. Und er hatte den Ausdruck eines Mannes, der – nicht nur einmal, sondern oft – dem Tod ins Gesicht gelacht hatte.» Sie heirateten 1923, und eine Weile lang schien er bereit, Nacht- und Nebel-Aktionen zur Seite zu legen.

Aber dann kehrte Boris Sawinkow auf Einladung des berüchtigten Trust – einer OGPU-Tarnorganisation, die Sympathisanten der Weissen nach Russland zurücklocken sollte – dorthin zurück. Er wurde von der Geheimpolizei erwischt und nahm sich in der Lubjanka das Leben. Damit war die noble Sache anscheinend auf immer begraben.

Dann wirft Reillys Biografie noch einmal ein Geheimnis auf. Als die Agenten des Trust Reilly kontaktierten und ihn einluden, das Kommando der Weissen Truppen in Russland zu übernehmen, muss er gewusst haben, dass er sein eigenes Todesurteil unterschrieb. Trotzdem erklärte er sich bereit zu gehen. Vielleicht fürchtete er sich davor – nach einem derart unglaublichen Leben –, in Anonymität zu sterben. Vielleicht hatte er nach den Enttäuschungen der letzten Jahre den Faden verloren. Einige behaupten, er sei immer ein Doppelagent ge-

wesen und seine letzte Reise habe ihn bloss zu seinen Auftraggebern zurückgebracht.

Wie dem auch sei: Sidney Reilly wurde im September 1925 an der finnischen Grenze verhaftet. Er wurde unverzüglich nach Moskau gebracht und seinen alten Feinden gegenübergestellt. Laut offizieller Version der Ereignisse wurde er während gerade eines Monats verhört, bevor er in den Sokolniki-Wald geführt und erschossen wurde.

Sidney Reillys Vermächtnis darf nicht unterschätzt werden. Er spielte für die höchsten Einsätze und bewies, dass es für einen einzelnen entschlossenen Agenten möglich war, den Gang der Ereignisse zu verändern. Wäre die Lockhart-Verschwörung gelungen, hätte die Weltgeschichte einen ganz anderen Verlauf nehmen können. So aber hat der Rote Terror den sowjetischen Verfolgungswahn während Jahren genährt und die Welt der Spionage und Gegenspionage – die Welt von James Bond – geformt.

Sidney Reillys passende Grabinschrift ist das Motto, das er für sich selbst erfunden hat: «Mundo nulla fides». Setz dein Vertrauen nicht in die Welt.

Literatur: Andrew Cook: *Ace of Spies: The True Story of Sidney Reilly*, 2004; Andrew Lycett: *Ian Fleming, The Man Behind James Bond* 1996; Robin Bruce Lockhart: *Reilly: Ace of Spies* 1983; Michael Kettle: *Sidney Reilly: The True Story of the World's Greatest Spy*, 1986; Richard B. Spence: *Trust No One: The Secret World of Sidney Reilly*, 2002

Michael Randall arbeitet für die internationale Entwicklungsabteilung der BBC und ist auf Rundfunkprojekte in der ehemaligen Sowjetunion spezialisiert. In den 1990er Jahren arbeitete er als Zeitungskorrespondent in den USA.

Film: Kritik zum neuen James-Bond-Film «Skyfall» auf der nächsten Seite

Top 10

Knorr's Liste

1	Amour	★★★★★
	Regie: Michael Haneke	
2	Robot & Frank	★★★★☆
	Regie: Jake Schreier	
3	Opération Libertad	★★★★☆
	Regie: Nicolas Wadimoff	
4	Arbitrage	★★★★☆
	Regie: Nicholas Jarecki	
5	Looper	★★★★☆
	Regie: Rian Johnson	
6	Hope Springs	★★★★☆
	Regie: David Frankel	
7	Savages	★★★☆☆
	Regie: Oliver Stone	
8	Asterix & Obelix: Im Auftrag ...	★★★☆☆
	Regie: Laurent Tirard	
9	Hotel Transylvania	★★★☆☆
	Regie: Genndy Tartakovsky	
10	Taken 2	★★★☆☆
	Regie: Olivier Megaton	

Kinozuschauer

1 (1)	Madagascar 3 (3-D)	18 759
	Regie: Eric Darnell	
2 (-)	Hotel Transylvania (3-D)	17 055
	Regie: Genndy Tartakovsky	
3 (-)	More than Honey	11 213
	Regie: Markus Imhoof	
4 (2)	Paranormal Activity 4	9472
	Regie: Henry Joost, Ariel Schulman	
5 (3)	Taken 2	7816
	Regie: Olivier Megaton	
6 (4)	Looper	6955
	Regie: Rian Johnson	
7 (6)	Savages	6126
	Regie: Oliver Stone	
8 (7)	Arbitrage	5628
	Regie: Nicholas Jarecki	
9 (5)	Asterix & Obelix: God Save Britannia	5497
	Regie: Laurent Tirard	
10 (-)	Bachelorette	5229
	Regie: Leslye Headland	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	Intouchables (TBA)
2 (1)	Snow White and the Huntsm. (Universal)
3 (3)	Men in Black 3 (Sony)
4 (-)	Avatar (Fox)
5 (5)	Lockout (Rainbow)
6 (4)	Der Diktator (Rainbow)
7 (-)	Salmon Fishing in the Yemen (Ascot Elite)
8 (7)	Dark Shadows (Warner)
9 (8)	The Avengers (Disney)
10 (-)	The Artist (Praesens)

Quelle: Media Control



Anzugträger als eine Art Labour-Kanalarbeiter: James Bond (Daniel Craig).

Kino

Bloody Mama

Fünfzig Jahre James Bond. Im Jubiläumsfilm «Skyfall» muss die Pop-Ikone hinab in seelische Dunkelkammern. Von Wolfram Knorr

James Jesus Angleton, CIA-Spionageabwehr-Chef aus den sechziger Jahren, benutzte als Metapher für seinen Job die Phrase «wilderness of mirrors» aus dem T.-S.-Eliot-Albtraumgedicht «Gerontion»: der Beruf als wilde Spiegelwelt. Ein Kollege Angletons – allerdings ein fiktiver – ist nach Jahrzehnten hallodrihaft angstloser Kämpfe gegen grössenwahnsinnige Schurken, die mit Weltkriegen und Atombomben drohten, dort angekommen, wo sich Angleton in der realen Welt wähnte: in der Spiegelkammer der Paranoia. Gemeint ist kein Geringerer als James Bond.

Sein Schöpfer, der britische Ex-Geheimdienstler und Lebemann Ian Fleming, hatte einen solchen Höllensturz seines Helden natürlich nie im Sinn. Sein Alter Ego «mit der Lizenz zum Töten» sollte helfen, die Kollektivseele seines vom Krieg gebeutelten einstigen Weltreichs zu trösten und zu balsamieren und ihn zu sanieren. Deshalb brachte er die Geschichte des flamboyanten, virilen Heros zu Papier, der ausleben durfte, was kaum einem Zeitgenossen vergönnt war: Playgirls vernaschen, Sportwagen fahren, Champagner trinken, in Luxushotels exotischer Orte nächtigen und dazwischen als Agent 007 des britischen MI6 die Welt retten, immer in akkurat sitzendem Zwirn und mit gut gescheiteltem Haar. Alles jenseits melancholischer

Grübeleien, von Psycho-Kram ganz zu schweigen.

Pop-Ikone der freien Marktwirtschaft

Da war es natürlich nur eine Frage der Zeit, bis jene funkelnde Bilderwelt, die Luxus, Erotik und circensische Action zum magischen Leuchten bringt, zugriff und aus Bond, James Bond, machte, was bei Fleming schon angelegt war: eine, nein, die Pop-Ikone der freien Marktwirtschaft, des Luxus und der Moden.

Man erfährt nicht nur, wo Bond herkommt, sondern auch, was M in Tat und Wahrheit heisst.

Waren die Romane Produkte des Kalten Kriegs mit düsteren Russkis, Wodka und bösen Absichten und einem britischen Agenten, der die Vorzüge der freien Welt verteidigte, indem er sie genussvoll auslebte, mussten sich die Verfilmungen zurückhalten.

Denn 1962, mit dem ersten Bond, «Dr. No», war der Kalte Krieg in die Entspannungsphase übergegangen. Man tat nur noch so, als seien die Schurken Russen; in Wahrheit waren es Grössenwahnsinnige, die mit Privatorganisationen die Welt unter ihre Fuchtel zwingen wollten. Bond wurde – von Sean Connery über

Roger Moore bis Pierce Brosnan – der ironische Koexistenz-Spass der Popkultur (von den Eintagsfliegen George Lazenby und Timothy Dalton abgesehen). Mit Daniel Craig als jüngstem 007 veränderte man, dem Zeitgeist angepasst, den Smokingträger zu einer Art Labour-Kanalarbeiter, der bei seinem ersten Auftritt in «Casino Royal» (2006) den neuen Tarif durchgab. Dem Kellner, der ihm im Casino mit der Frage «Geschüttelt oder gerührt?» den Martini kredenzt, antwortet er, sinngemäss, für so was fehle ihm die Zeit.

Der Feind sitzt erstmals im Innern

Im jüngsten Bond, «Skyfall» (Wolkenbruch), dem 23., ist Craig nun in der Paranoia von Angeltons Metapher «wilderness of mirrors» gelandet. Zwar muss er – wie immer – einen machthungrigen Irren zur Strecke bringen, der eine Festplatte geklaut hat und aus London Kleinholz machen will; doch das Interesse des weizenfarbigen Scheusals Raoul Silva, von Javier Bardem mit bukolischer Lust verkörpert, gilt in Wahrheit einem anderen Objekt seiner vulkanisch-destruktiven Begierde: M (Judi Dench), der Chefin von MI6! Silva entpuppt sich als Wirrschädel mit Mutterkomplex und M als skrupellose Behörden-Medea, die selbst Bond opfert, um ihre Karriere zu retten. Der Feind sitzt erstmals im Innern, in einer Spiegelwelt, und die treibt James ins schottische Highland, ins Familienanwesen der Bonds. Ein düsterer Bau wie aus einem Hitchcock-Film, der für Bond, Silva und M zur feurig-lodernden Seelengruft wird. Man erfährt nicht nur, wo Bond herkommt, sondern auch, was M in Tat und Wahrheit heisst: *mother!*

Sam Mendes («Road to Perdition») hat den düster-furiösen Psycho-Hokuspokus souverän, mit hoher Raffinesse umgesetzt, mit allen 007-Ingredienzen: fulminante Verfolgungsjagden, exotische Schauplätze und Ironie. Es gibt sogar eine neue und sehr erotische Miss Moneypenny. ★★★★★

Weitere Premiere

On the Road — Hollywoods Gier, alles Erfolgreiche zu verfilmen, ist ungebrochen. J. D. Salinger musste sich vehement gegen das gierige Begehren wehren, seinen Roman «The Catcher in the Rye» zu verfilmen. Seit Salinger gestorben ist, gibt es wieder Gerüchte um neue Versuche. Auch Jack Kerouacs legendäre Sause «On the Road», Schlüsselroman der Beatniks, wollte die Traumfabrik. Francis Ford Coppola sicherte sich die Rechte. Das Problem ist nur, dass «On the Road» ein ausufernder, randloser Vitalitätstrip ist, der sich schlecht in eine griffige Dramaturgie pressen lässt. Walter Salles («The Motorcycle Diaries») versuchte es trotzdem. Die Reisen, wilden Alkohol-, Drogen- und Beziehungsexzesse wirken wie modeschicke Alternativ-Rumbummeleien. Hinzu kommt, dass der, der die Beatkultur der fünfziger Jahre, die schwierige Beziehung zwischen Kerouac und Freund Neal Cassidy und der Dichter-Szene nicht kennt, die Zusammenhänge nicht kapiert. ★★☆☆☆



Zusammenhänge nicht kapiert: «On the Road».

Fragen Sie Knorr

James Cagney, der in vielen Gangsterfilmen spielte, wird der Ausspruch «You dirty rat!» zugeschrieben. Wissen Sie, aus welchem Film der Ausspruch stammt?

A. C., Basel



Aus keinem. James Cagney (1899–1986), der in über siebzig Filmen spielte und als provozierend aggressiver *tough guy* zu Ruhm kam («The Roaring Twenties», 1939), hat manch rüde Lippe riskiert, aber dieser Satz gehört zu jenen Legenden wie etwa «Harry, hol schon

mal den Wagen», den man Horst Tappert als Oberinspektor Derrick gegenüber seinem untergeordneten Kollegen Fritz Wepper als Harry Klein in der TV-Krimi-Reihe «Derrick» unterstellt. Irgendwann hat einer das mal, vielleicht als Scherz oder Interpretationshilfe, geschrieben, worauf es so lange kolportiert wurde, bis man es für «authentisch» hielt. Bei «You dirty rat» war es genauso. Cagney schwor, diesen Satz in keinem Film in den Mund genommen zu haben.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Strippen für Glatzköpfe?

Von Peter Keller

Das Dekor ist in zartem Rosa gehalten, rund um die Ledersitze hängen glitzernde Schnüre mit Glassteinen, Champagnergläser klirren, im Hintergrund läuft ein Dance-Klassiker ... und was geht jetzt? Räkeln an der Stange? Strippen für Glatzköpfe? Nee. Es ist Sonntagabend. Schweizer Fernsehen. Es läuft der Vorspann zum Boulevardmagazin «Glanz & Gloria».

Schnitt.

Moderatorin Nicole Berchtold, blond, weisse Bluse, schwarze Pumps, die Beine akkurat übereinandergelegt, lächelt in die Kamera: «Grüesseh mitenand, herzlich willkommen zu «Glanz & Gloria». Mein heutiger Gast ist eine junge Frau, die einen grossen Traum hatte: Schauspielerin zu werden. Mittlerweile hat sie sich diesen Traum erfüllt. Wie sie das geschafft hat und wer sie ist, erzählt sie uns gleich selber ...» Und jetzt? Welche Schauspielbehauptung wird uns serviert? Melanie Winiger erobert New York, und niemand merkt es?

Schnitt.

Gegenüber der Moderatorin sitzt Julia Häusermann. Sie hat das Downsyndrom – und man sieht es, und man wird es hören, sobald Julia zu sprechen beginnt. Und was jetzt? Heisst die Sendung neuerdings Glanz und Elend? Service public als sozialpädagogische Partymischung aus James-Bond-Premiere und Menschen mit Behinderung?

Schnitt.

Die Sendung tänzelt am Abgrund – und stürzt doch nicht ab. Das hat mit Nicole Berchtold zu tun, die natürlicher geblieben ist, als das Fernsehen erlaubt. Und das hat mit Julia Häusermann zu tun. Sie berichtet aus ihrem Leben und von ihrer Arbeit im Behindertentheater Hora und stottert dabei, dass es weh tut und trotzdem berührt. Sie ist, wie sie ist, weil sie nicht anders kann. Eine junge Frau, die so gerne Aufmerksamkeit bekommt wie die Promis vor und nach ihr, nur hat sie eben einen Geburtsfehler: Julia Häusermann ist unfähig zur Verstellung: «Ja, ich gebe sehr gerne Interviews, weil ich eine eigene CD mache.» Auf einen solchen Satz wird «Glanz & Gloria» nochmals gefühlte hundert Jahre warten müssen.

G & G Weekend: Samstag, 18.35 Uhr, SF 1



Prosecco in Buchstaben: Autor und Journalist Ackeret.

Literatur

Keuchende Selbstquälerei

Der Journalist Matthias Ackeret wurde wegen seiner Interviewsendung «Teleblocher» angefeindet. Jetzt legt er seinen vergnüglichen dritten Roman vor. Es geht um Elvis und Hitler. Von Peter Keller

Einem anderen hätte man diesen journalistischen Handstreich nie verzeihen. Seit über fünf Jahren führt Matthias Ackeret Woche für Woche ein TV-Interview mit der grössten politischen Reizfigur des Landes. Zu Beginn war Christoph Blocher noch Bundesrat, und dass da ein Regierungsmitglied sich direkt und regelmässig zu tagesaktuellen Themen äusserte, war neu – eine Weltpremiere, wie Ackeret meint. «Teleblocher» war geboren und steuert heute Richtung 270. Sendung.

Was sonst als publizistische Innovation gefeiert worden wäre, löste die branchenüblichen Reflexe aus: Vom «Propaganda-Channel» (*Tele*) war die Rede, Ueli Haldimann, damals Chefredaktor des Schweizer Fernsehens, tat seinen Kollegen als «Blocher-Groupie» ab, die *Neue Zürcher Zeitung* zog standesbewusst historische Parallelen: Man fühle sich angesichts des unkritischen Interviewstils an die «devoten Gepflogenheiten» der Medienschaffenden des ehema-

ligen Ostblocks erinnert. «Wer mit Blocher ein solches Format entwickelt, muss keine Angst haben, einen Medienpreis zu bekommen», sagt Ackeret heute wesentlich entspannter.

Er baute seinen eigenen Piratensender

Obwohl er keineswegs naiv an das Projekt gegangen war, sei er trotzdem überrascht gewesen von der Radikalität der Reaktionen. Gleichzeitig hätten Leute, die mit abgrundtiefer Verachtung über seine Sendung gerichtet hatten, über ihn versucht, an einen Interviewtermin mit Blocher zu kommen. «Oder sie legten mir abends das Blocher-Buch in den Briefkasten, um es signieren zu lassen.» Kurz vor «Teleblocher» hatte Ackeret mit dem Zürcher Unternehmer einen Gesprächsband über Führung veröffentlicht. Das «Blocher-Prinzip» hat sich bis heute über 30 000 Mal verkauft.

Inzwischen ist eine gewisse Entkrampfung eingetreten – wenigstens, was Matthias Ackeret angeht.

Er ist nach wie vor Chefredaktor von *Persönlich*, dem Schweizer Magazin für Werbung und Kommunikation, mit einer doch eher sensiblen Kundschaft. Insofern bestehen wenige Reibungsflächen. Ackeret ist völlig untalentierte darin, boshaft oder polemisch zu sein. Da sabotiert ihn nur schon sein leicht quäkender, zwischen Schaffhausen und dem Zürcher Weinland angesiedelter Dialekt.

Für Ackeret ist das Ziel das Ziel – und nicht der Weg. Er läuft schliesslich Marathon. Und dort zählt nur die Ankunft, jener magische Moment des Zieleinlaufs, der Lohn für 42 Kilometer keuchende Selbstquälerei. Mit der gleichen Beharrlichkeit hat er sich durch sein Jus-Studium gebissen, obwohl er schon nach drei Tagen wusste, dass er etwas ganz anderes sein wollte: Journalist.

Seinem Vater zuliebe, einem Geschichtslehrer, doktorierte Ackeret in Recht. «Da ich das Militär nicht fertig machte, wollte ich ihn nicht

nochmals enttäuschen.» Immerhin konnte er die Dissertation mit seiner eigentlichen Berufung verbinden. Die Arbeit befasste sich mit dem dualen Rundfunksystem der Schweiz, der schwierigen Koexistenz von privaten und staatlichen Radiosendern.

Zum Radio wollte Ackeret schon als Gymnasiast. Das Idol seiner Jugendtage hiess Roger Schawinski, der in den frühen achtziger Jahren mit seinem Piratensender gerade daranging, die Schweizer Medienlandschaft umzupflügen. Da wollte Matthias nicht hintenanstehen. Von der beschaulichen Zürcher Weinlandgemeinde Uhwiesen aus beglückte er das nahe Schaffhausen mit einem eigenen Radioprogramm. Exakt drei Tage lang. Dann hatten ihn die PTT-Beamten mitsamt der Senderanlage aufgespürt. Aber das Ziel blieb – und die Beharrlichkeit. Am Ende gehörte Ackeret 1994 zum Gründungstrupp von Tele Züri, dem ersten Privatfernseher der Schweiz. Sein Idol wurde zum Chef. Der Ausdauerläufer war einmal mehr angekommen, wo er hingewollt hatte.

Nun hat Matthias Ackeret einen dritten Roman vorgelegt, und wenn er von der Entstehung dieser Geschichte erzählt, kommen seine zwei Temperamente zum Vorschein: die Lust an der Neugier des Journalisten Matthias Ackeret und dazu das gestrenge Über-Ich des Dr. iur. Matthias Ackeret – ohne diesen wäre das Buchprojekt nie zum Abschluss gekommen. «Mir gefiel die Idee, aber der erste Entwurf war noch lange nicht so, wie ich ihn haben wollte. Es fehlte diese gewisse Leichtigkeit.» Also kam der Marathonmann zum Einsatz. Das Resultat lässt sich lesen: Prosecco in Buchstaben. Prikkelnd, anregend, unterhaltsam.

Die Idee zum Roman lag buchstäblich auf der Strasse. Vor ein paar Jahren besuchte Ackeret Memphis, «den Vatikan der Amerikaner», wie er sagt, wo jeden Tag ganze Busladungen von Menschen durch Elvis' Villa Graceland geschleust werden. Drei Monate später hatte er beruflich in Salzburg zu tun und nutzte die Zeit für einen Abstecher auf den Obersalzberg, wo Hitler mehrere Monate im Jahr auf dem Berghof im «Führersperrgebiet» verbrachte.

Was suchte Elvis in München?

Auf der Heimfahrt dachte er nach, wie es wäre, wenn zwischen Elvis und Hitler eine geheime Verbindung bestünde, zwischen dieser Lichtgestalt der Pop-Geschichte und dem deutschen Führer, der die Massen ebenso elektrisierte wie eine Generation später der «King of Rock 'n' Roll». «Elvis ist der eine Teil der Unterhaltungsindustrie des letzten Jahrhunderts, der Führer ist die andere. Die Wahrheit ist nur eine Möglichkeit aller Eventualitäten.» Der dies sagt, ist Marcel du Chèvre, Boulevardjournalist und eine der beiden Hauptfiguren in Ackerets Roman. Eine ominöse Frau hatte sich bei ihm gemeldet. Sie soll die Frucht einer Affäre sein. Elvis meets Münchner Zimmer-

mädchen. Marcel du Chèvre wittert den journalistischen Coup seines Lebens.

Für Elvis kreischten alle Mädchen. Auch die Töchter der Alt-Nazis. Anderthalb Jahre diente er als GI in Deutschland. Das grösste Rockidol der Geschichte als Soldat zu Gast bei den grössten Massenmördern der Geschichte. Aber das ist jetzt nicht wichtig. Was zählt, ist die Haarrolle und sein herzerreissender Blick. 1958 ist der Holocaust weiter weg als 2012.

Als Elvis die USA per Schiff Richtung Bremerhaven verlässt, fragt ihn ein Journalist, was er mit seinem ersten Militärurlaub in Deutschland anfangen wolle. «I would like to go to Paris and look up Brigitte Bardot.» Daraus wurde, ausser einer Fantasie, nichts. Elvis verbrachte schliesslich drei Tage in München, von denen niemand so genau weiss, was dann geschah. Solche Lücken können Einladungen sein. Matthias Ackeret hat sie angenommen und rund um diesen Kurztrip eine vergnügliche Verschwörungsgeschichte gesponnen.

Es geht um einen Kamin aus schwarzem Marmor, den Mussolini einst seinem Diktatorfreund überreichen liess. Nun schmückt das Geschenk das «Kehlsteinhaus» auf dem Obersalzberg. Hitlers engster Kreis hatte das Anwesen errichten lassen und überreichte es dem Führer 1939 zum fünfzigsten Geburtstag. Bekannt geworden ist das hoch über einer Steilwand gelegene «Kehlsteinhaus» unter dem Namen Eagle's Nest (Adlerhorst). Heute gehört das Areal dem bayrischen Staat. Im Restaurant kann der geneigte Besucher seine Nazi-Sightseeingtour mit einer «Sülze mit Bratkartoffeln» abrunden – für sieben Euro neunzig.

Dieser Kamin auf dem Obersalzberg soll eine Attrappe sein, glaubt du Chèvre herausgefunden zu haben. Das Original stehe in Graceland, im privaten Teil von Elvis' Villa. Auch das hatte Platz während der drei Tage in München: Die Army wollte ihrem berühmtesten Soldaten ein spezielles Andenken schenken...

Marcel du Chèvres bester Freund ist Dr. Beat Pestalozzi. Ein Gegenentwurf zum flamboyanten Journalisten: etwas zu bieder, Jurist, durchaus mit Erfolg – nur nicht bei den Frauen. Ackeret gibt freimütig zu, dass Pestalozzi sein Alter Ego sei. Nicht zum ersten Mal. Martin Walser, mit dem er persönlich bekannt ist, hat ihm diesen Namen und eine kurze Episode in seinem Roman «Angstblüte» gewidmet. «Namen sind Naturgesetze, bei welchen sich der Mensch dem Namen anpasst – und nicht umgekehrt», schreibt Ackeret mit Blick auf den Starreporter Marcel du Chèvre. Trifft das auch auf ihn zu? Ackeret lächelt sein harmlosestes Lächeln und sagt dann: «Immerhin ist einer meiner Vorfahren auf dem Schlachtfeld für Zwingli gestorben.» Sie sind beharrlich, diese Ackerets, bis zum Letzten.

Matthias Ackeret: Elvis. Meier & Cie. 100 S.
Erhältlich als E-Book (www.meierbuchverlag.ch)
und ab Mitte November in gedruckter Form

Jazz

For Michael Jackson: Enrico Rava goes Pop

Von Peter Rüedi

Was macht der alte Herr auf dem «Dance Floor»? Enrico Rava ist ein vielseitiger Mann, er hat sich in den unterschiedlichsten Sparten des Jazz versucht, in scheinbar wildestem (in Wahrheit doch ziemlich organisiertem) Free Jazz, dann zunehmend auch in tonaleren Gefilden. Das Schallplatten-Œuvre des 1939 geborenen Triesters ist immens, die einzelnen Produktionen nicht immer von langer Hand vorbereitet – mit Ausnahme derjenigen bei ECM, wo er schon in frühesten Pionierzeiten eine LP einspielte («The Pilgrim and the Stars»). Ursprünglich von Miles Davis beeinflusst, hat Rava einen sehr persönlichen Trompeten-Sound entwickelt, zumal auf dem offenen Horn, mit vielen Verschattungen und Verschleifungen, aber auch mit einem überwältigenden direkten Ton, vorwiegend auch in mittleren und tiefen Lagen.

Jetzt holt er, der im diskreteren Kammerpielrahmen sonst eher tschechowsche Melancholien liebt, erstaunlich genug, zu einer Hommage für Michael Jackson aus, den er für sich erst nach dessen Tod entdeckte. Rava und Pop? Andererseits: was sind denn Standards anderes als Pop? Natürlich holt der Trompeter in diesen Live-Aufnahmen auch mal zur linken Geraden aus, in Knüllern wie «Thriller», «Privacy», «I Just Can't Stop Loving You» oder «Blood on the Dance Floor». Aber mit einer kleinen Big Band von zwölf Mann entdeckt er bei Jackson auch Subtilitäten, zumal aus dessen späterem Werk: «Speechless» zum Beispiel, «Little Susie» oder «History», dazwischen eine ans Herz greifende Version von Chaplins «Smile» (einer von Jacksons Lieblingstiteln). Die Arrangements des Posaunisten Mauro Ottolini für das durchwegs junge Römer Ensemble Parco della Musica Jazz Lab sind mitreissend und raffiniert. Sie erinnern zuweilen fast an Nino Rotas poetischen Schaubudenzauber. Musik zum Tanzen ist das auch. *Why not?* Ich erinnere mich an einen als «Dance Party» angekündigten Auftritt von Count Basie, in den Tiefen der sechziger Jahre. Der Meister war regelrecht verstört, als das Publikum kein Bein bewegte und sich im Zürcher Kongresshaus ehrfürchtig an der Rampe drängte.



Enrico Rava: On the Dance Floor.
Mit Parco della Musica Jazz Lab.
Live at the Rome Auditorium.
ECM 2293 3706654



Nina Nina am 11.10.2012 04:12 via

Lea aus Bern am 12.10.2012 09:01

Vanessa Zindel am 12.10.2012 17:15 via

Kaltebrunnen am 10.10.2012 18:05

Mamma Mia am 09.10.2012 15:12

Gion R. am 10.10.2012 07:37 via

entile am 08.10.2012 14:37

Christoph am 08.10.2012 11:39

David Goldberger am 09.10.2012 19:4

Lena Vogelsanger am 10.10.2012

Roland ZH am 10.10.2012 10:17

Mo Na am 10.10.2012 06:58 via

Thomas Fischer am 11.10.2012 18:10

James Blake am 11.10.2012 11:58

Kurt Müller am 10.10.2012 20:57 via

M. Schärer am 08.10.2012 12:33

Miss Swiss am 11.10.2012 23:31

Andrea A. am 10.10.2012 08:15

Ch. Z. am 11.10.2012 22:29 via

Fabi am 12.10.2012 22:52

W. Tell am 12.10.2012 07:15

Ron am 08.10.2012 13:05

Andri1968 am 08.10.2012 21:47

Julia am 09.10.2012 13:59

Frau Müller am 09.10.2012 24:06

Vanessa Zindel am 12.10.2012 17:15

1985Dario am 09.10.2012 15:52

Eigenen Beitrag verfassen

Kommentieren

Erst durch Ihren Kommentar werden News wirklich erhellend.

Die Aktualität zählt. Und Ihre Meinung dazu. Die heissesten Facts und Infos, Tipps und Trends. Interaktiv und immer auf dem neusten Stand. www.20min.ch



Grillchef mit Ambitionen

Die ersten dreissig Tage des neuen Zürcher Opernhaus-Intendanten Andreas Homoki sind um – ein Rückblick. *Von Christian Berzins*

Erstaunlich: Obwohl doch Alexander Pereira nicht mehr da war, ging am 23. September im Opernhaus Zürich der Vorhang hoch. Nicht nur das. Die erste Premiere unter der Direktion von Andreas Homoki wurde zu einem Triumph. Die Inszenierung von Leoš Janáček's «Jenufa» zeigte, wie unzutreffend die Unterscheidung von «modern» oder «konservativ» auf der Opernbühne ist. Pereira-Treue, die ob der von Homoki verpflichteten «modernen» Regisseure Zeter und Mordio schrien, werden gestaunt, vielleicht gar mit dem Gros der Premierenbesucher mitgejubelt haben. Es konnte spielend eingelöst werden, was der Neue aus Berlin versprochen hatte: «Jenufa» wurde kein kostümiertes Konzert für Kenner, sondern zeigte, dass Oper tatsächlich für alle da ist. Wenn es doch nur alle merken würden ... Gleich zweimal wurde für «Jenufa» der neugeschaffene «Opernhaus-Tag» ausgerufen – zweimal gab's ab 12 Uhr am Vorstellungstag alle verbliebenen Karten zum halben Preis! Die Zürcher haben es leider noch nicht gemerkt.

Griff ins Pereira-Archiv

Viele Änderungen sind bloss symbolischer Art, stammen doch zwei Drittel der Inszenierungen der Saison 2012/13 noch aus der Ära Pereira. Für Gaetano Donizetti's «Roberto Devereux» griff man gar auf eine Inszenierung aus seligen Operntagen von 1997 zurück – durchaus mit Kalkül, was die NZZ dennoch empörte: «Mit dem Aufwärmen einer so abgestandenen 15-jährigen Inszenierung und dem Engagement einer Protagonistin am Ende ihrer Karriere gibt die neue Intendanz ein falsches Signal.» Diese Protagonistin ist keine Geringere als Koloraturkönigin Edita Gruberova. Und für die Rückkehr des Stimmwunders (sie hatte sich 2002 mit Pereira verkracht) hätte man auch eine der Produktionen der Ära Drese aus den achtziger Jahren ausgraben können.

Zugegeben: Das magische Gruberova-Licht flackert jetzt bisweilen, sie singt – schauerlich, es auszusprechen – nicht mehr jeden Ton perfekt, aber dafür ist die 65-jährige Gruberova als Wortgestalterin und Schauspielerin gereift. Auch dank ihr wirkte die alte Inszenierung erstaunlich frisch, rund um die Primadonna scharten sich leidenschaftlich engagierte Sänger.

Die Aufführung zeigte, dass es in Zürich weiterhin Star-Theater mit Spitzengagen geben wird, was bei achtzig Subventionsmillio-

nen auch erwartet werden darf. Und so war es denn spannend, zu sehen, wie eine «Tosca» unter Homoki aussehen würde, ist diese fette Puccini-Oper doch wie kaum eine andere auf Stars zugeschnitten. Opernhaus-Debütantin Catherine Naglestad und ihr Cavaradossi (Massimo Giordano) reichten aber trotz kleiner Konzentrationsschwächen durchaus an die grossen Zürcher Vorgänger heran, Lucio Gallo übertraf als Scarpia gar viele.

Erfreulich, dass ein «Tosca»-Dirigat heute Chefsache ist: Fabio Luisi demonstrierte, dass der 81-jährige Nello Santi in den letzten zwanzig Jahren nicht das letzte «Tosca»-Wort gesprochen hatte.

Chemie musste stimmen

Luisi zeigte sich sowohl in «Tosca» als auch in «Jenufa» als überaus engagierter Dirigent. Dabei hatte er keine einfache Aufgabe, war er doch von Homoki, ohne – wie üblich – das Dafür und Dagegen des Orchesters abzuwarten, zum Generalmusikdirektor gemacht worden. Luisi war nun dazu verdammt, die Chemie zwischen ihm und der Orchester-masse zum Stimmen zu bringen. Sein Weg? «Ich kann gut arbeiten und weiss, dass ich die Musiker nicht durch meine Persönlichkeit und meine Manieren, sondern durch meine harte Arbeit überzeugen kann.» Und er schmeichelt ihnen, machte das Orchester der

Oper Zürich zur weltmarktgerechten Philharmonia Zürich, zu einem Orchester, das man auf Tournee schicken kann – mit sinfonischem Programm notabene. Man tut also so, als wisse man nicht, dass diese Aufgabe beim Zürcher Tonhalle-Orchester liegt. Luisi dazu: «Was kann ich machen?» Wer meinte, dass mit dem Abgang Pereiras das bedingungslose Erfolgstreben verschwunden sei, wird sich noch wundern. Wohl auch über Homoki. Der 52-Jährige wird sich kaum in Zürich pensionieren lassen wollen.

In Richard Strauss' «Salome» spürte man dessen künstlerische Linie noch deutlicher als in «Tosca». Obwohl auch diese Inszenierung von Martin Kusej einige Jahre auf dem Buckel hat, schafften es die Zürich-Debütantin Nicola Beller Carbone und ihre Kollegen, Leben auf die Bühne zu zaubern – mitsamt nacktem Hintern der Titelheldin zum Schluss des Schleiertanzes.

Ab 4. November darf unser aller Christoph Marthaler den Händel-Abend «Sale» in Szene setzen. Danach wird's ambitionierter, inszeniert doch der neue Intendant den «Fliegenden Holländer» von Richard Wagner gleich selbst. Nachdem Homoki am Tag der offenen Tür am Grill gestanden ist, zeigt er sich den Zürchern nun also als Regisseur. Ein gewagter Spagat – Millionen von Franken einzusammeln, war dagegen ein Kinderspiel.

Opernhaus: «Tosca», «Salome» und «Jenufa» sind weiterhin im Spielplan. «Opernhaus-Tag» (halber Preis) im November: «Sale» am 20. 11.; Verdi: «Un ballo in maschera», 24. 11.

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Aargauer Zeitung* und des *Sonntags*.



Gewagter Spagat: Opernhaus-Intendant Homoki.

Tulpen aus Amsterdam

«Pink Monday» am Oktoberfest auf dem Bauschänzli, hochkarätige Referenten im Hotel «Savoy». Von Hildegard Schwaninger



«Sie hat alles»: Gastronunternehmer Fred Tschanz mit Ehefrau Rafaela und Enkelin Stephanie.

Im Reich des Zürcher Gastronunternehmers **Fred Tschanz** (Hotel «Walhalla», Hotel «Leoneck», Café/Bar «Odeon», Restaurant «Bauschänzli», Restaurant «Le Chef») herrscht Frauenpower. Ehefrau **Rafaela** ist stets an seiner Seite, Dackeldame **Ella** auch. Glücklicherweise macht den alten Herrn seine Enkelin **Stephanie Portmann**. «Sie hat alles», sagt Tschanz, und seine Augen leuchten. «Wenn sie nicht meine Enkelin wäre und ich ein paar Jahrzehnte jünger, würde ich mich in sie verlieben.» Sie ist blond, hübsch und hat das Wirtinnen-Gen. Liebenswürdig und zupackend. Stephanie Portmann hat Wirtschaft studiert, dann ging sie auf die Hotelfachschule, und eines Tages wird sie als Nachfolgerin von Tschanz sein kleines Imperium übernehmen.

Im «Bauschänzli» am Oktoberfest, der Goldgrube der Tschanz-Unternehmen (immer ausgebucht), macht Stephanie Portmann im Dirndl eine gute Figur. Am Montagabend war sie, ausser Rafaela Tschanz und den Saaltöchtern (vulgo: Kellnerinnen), fast die einzige Frau. Es war «Pink Monday», einer der Höhepunkte des Zürcher Bierfests. Männerabend. Der «Pink Monday» ist Monate im Voraus ausgebucht, notfalls kann nur noch **Sigi Gübeli** helfen (sie war auch da), die blonde Fee, die in der Gastronomie im Niederdorf die Fäden zieht (Hotel «Platzhirsch», Hotel «Goldenes Schwert», Klub «T&M»).

Der «rosa Montag» ist eine junge Erfindung und schlug ein wie der Blitz. Vor ein paar Jahren kam ein Mann zu Tschanz, buchte einen Tisch für zehn Männer, im nächsten Jahr waren es vierzig, und heuer waren es 860. Die meisten, ganz münchenerisch, in Lederhosen und kariertem Hemd. Krachlederne und stramme Waden, die ultimative Sexiness! Die Kapelle Platzl spielte, die Männer standen auf den Bänken, Hände in der Luft, alle sangen. «Tulpen aus Amsterdam», «Marmor, Stein und Eisen bricht», «Que sera».



Krachledern: Mister Gay Stephan Bitterlin.

Tschanz, mit leuchtenden Augen: «Es ist schön, so fröhliche Menschen.» Er sass, wie an vielen Abenden, in seiner Loge (der Tisch neben der Küche), Jägerhut auf dem Kopf, Rafaela im rosa

Dirndl an der Seite, und bewirtete seine Gäste. Darunter: Regisseur **Stefan Haupt**, Macher des Homosexuellen-Films «Der Kreis», Mister Gay **Stephan Bitterlin** (kam mit seinem Vater), **Paul C. Gloggner**, Galerist und Auktionator aus Luzern. Zum Sechseläutenmarsch ging Tschanz, seinen Stock in die Höhe schwingend, auf die Bühne, begrüßte die Gästeschar. Dann überliess er das Feld dem Travestie-Sänger **France Delon**, der im Dirndl und mit gigantischer Blondmähne berückte. Punkt 23 Uhr ist Schluss am Oktoberfest, da werden die Gäste gnadenlos hinauspediert. Es kann noch so lustig sein, am nächsten Tag wird gearbeitet.

Als Präsident des Stiftungsrats der Progress Foundation kämpft der Jurist und Treuhänder **Marcel Studer** für das, woran er glaubt. Die Progress Foundation ist ein liberaler Think-Tank, zu dem auch der Publizist **Gerhard Schwarz** und Ex-Banker **Konrad Hummler** gehören. Studer, Mehrheitsaktionär der Treuhandgesellschaft Treuco, die er mit vier Partnern und seinem Sohn **Stefan Studer** führt, ist auch Honorarkonsul von Irland. Die Progress Foundation lädt hochkarätige internationale Referenten ein, der letzte Anlass fand im Hotel «Savoy» statt. Professor **Guido Hülsman** brachte «Zehn gute Gründe für eine Entstaatlichung des Geldes», und **Gerald P. O'Driscoll** sprach über «Why Do We Need Central Banks?»



«Empört Euch!»: Publizist Gerhard Schwarz.

Highlight des Anlasses, der jeweils mit einem grosszügigen Stehlunch endet, sind immer Marcel Studers einführende Worte. Mit «Indignez-vous!»-Verve (frei nach Stéphane Hessel, der mit seiner Schrift «Empört Euch!» der Gleichgültigkeit den Kampf ansagte und vor allem die Jungen begeisterte) setzt sich Studer für liberale Werte wie Freiheit, Eigenverantwortung, Schutz des Privateigentums, Wettbewerb und gegen Staatsinterventionismus ein. Im Auditorium sitzen neuerdings auch viele attraktive junge Frauen. Ob dies dem Beziehungsnetz von Vater Studer oder von Sohn Studer zu danken ist, war nicht zu eruieren.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Meine Bond-Premieren

Unser Kolumnist geht an die Neuauflage des Events, über den er seine erste Kolumne schrieb. Er ist netter geworden (aber nur wenig). Von Mark van Huissingling

Vergangene Woche war ich in Zürich, es war viel los (es reichte für einen Ausgeh-Hattrick). Die «Swiss Premiere» von «Skyfall», dem neuen James-Bond-Film, fand statt im Kino «Abaton» beim Escher-Wyss-Platz. Vor sechs Jahren, nebenbei, war ebendort die Schweizer Erstaufführung von «Casino Royale», dem ersten Film mit Daniel Craig als Bond – der Anlass für Ihren Kolumnisten, Ihr Kolumnist zu werden. In seiner ersten Kolumne dieser Art schrieb er etwa, Tina Turner sei dort gewesen (aber spät gekommen) und Martina Hingis (noch später). Ich fand den Prominentenkoeffizienten niedrig, fand ich heraus beim Wiederlesen der Spalte aus der *Weltwoche* Nr. 47/06.

That was then but this is now. Und heute weiss ich: Bond-Premieren zählen zu den Events mit den meisten halbfetten Namen unserer Stadt. Darüber sollte man sich freuen als MvH, statt streng zu urteilen. Wenn wir es davon haben, der erste Eintrag auf der «Red Carpet VIP»-Gästeliste war dieses Mal Jubaira Bachmann – das ist natürlich nicht so richtig VIP, aber vielleicht haben alle, deren Nachnamen mit A anfängt, abesagt (wo ist Silvia Affolter, wenn man sie braucht?). Letzter Eintrag: Hakan Yakin (das ist in Ordnung, weil Pirmin Zurbriggen fährt selten nach Zürich). MvHs Name, für die, die es interessiert, kam nicht vor; er hatte keine Einladung, bei The Walt Disney Company (Schweiz), so sieht es aus, kann man nicht vergessen (ich beziehungsweise *the redhead* hatte eine Einladung von Heineken). Und weil ich dessen Lied singe, wessen Brot ich esse (respektive wessen Bier ich trinke), schreibe ich, dass

ich einen Superplatz hatte, *courtesy* Heineken (Reihe 7, Sitz 3); falls ich es richtig gesehen habe (weil recht weit entfernt), sass Marco Boselli von *20 Minuten* in Reihe 2, wo man halt sitzt als Journalist (auch wenn man der Chefredaktor ist mit den meisten Lesern).

Bevor ich über den Film erzähle, noch etwas Wohlmeinendes: Der *red carpet* befand sich nicht mehr auf der Heinrichstrasse, was wenig glänzend gewesen war in meinen Augen, sondern im Hof des Hauses, in dem sich das Kino befindet, was ich besser fand. Zudem gab es ein Dach darüber, was gut war (Zürich hat nicht das Wetter von Cannes oder L.A.). Es waren weniger «Zivilisten» gekommen, um an dem Teppich zu stehen (vor sechs Jahren schätzte ich deren Zahl auf 300). Möglich, dass es für Zuschauer, die nicht rein dürfen, ein Unterschied ist, ob der Schauspieler, der Bond spielt (Daniel Craig), an ihnen vorbeigeht oder bloss Mitglieder des *supporting cast* (Javier Bardem; Bérénice Marlohe, in einem goldenen Kleid, Designer mir unbekannt, das ihr gut stand. Man sah sie auf dem Teppich fast länger als im Film, in dem sie plötzlich vermutlich tot war – «komisches *editing*» sagt man dem, glaube ich).

Meine Meinung: «Skyfall» ist einer der am wenigsten sehenswerten Bond-Filme bisher (doch der Kritiker und mein Kollege Wolfram Knorr etwa gab ihm in dieser Zeitschrift vier von fünf Sternen). Ich finde, ein Plot fehlt (wie der Premiere halbfette Namen fehlten). Und der Böse (Bardem; ein guter Schauspieler, schon klar), blieb irgendwie draussen vor der Türe des Films sozusagen; ich verstand nicht genau, was er machte (irgendetwas mit Computer-Hacken, mit dem man viel Geld verdient, so sah es aus) und was er wollte (nicht die Weltherrschaft, nehme ich an), ausser «M» zu töten, weil sie ihn nicht mochte oder so... Ferner war die Lautstärke von Anfang an zu hoch – und wurde gegen Ende angehoben (zum Glück hatte man eine Valser-Flasche auf seinem Sitz und konnte aus dem Etikett behelfsmässig Gehörschutzpfropfen machen). Ich empfehle den Film nicht, übrigens.

Die Afterparty, nur kurz, war ein Erfolg, denke ich. Auf alle Fälle fand sie im Foyer vor dem Kinosaal «Abaton a» statt (und in anderen Räumen des Gebäudes). 2006 hatte ich es als ablauflogistisch mühevoll beschrieben, dass man sich in das «Kaufleuten» verschieben musste (Vorsicht, Wünsche können in Erfüllung gehen).

Ausserdem (weil ein Ausgeh-Hattrick drei Anlässe sind): ein Abendessen im Studio von François Berthoud, dem Illustrator, der für Atelier Pfister eine Schale mit Namen «Edition Suhr» gestaltet hat (130 Unikate; ich empfehle sie; Gastgeber Meinrad Fleischmann, mit dabei Beda Achermann, Alfredo Häberli). Und Eröffnung der Ausstellung «Russische Archive» (Barbarian Art Gallery, bis 8. Dezember), ich empfehle vor allem die Werke von Irina Polin.

Gesellschaft

«Sandy»

Von Beatrice Schlag —
Entscheidet ein Hurrikan die Präsidentschaftswahlen?

Letzte Woche verhöhnte Chris Christie, der republikanische Gouverneur von New Jersey, Barack Obama als Präsidenten, «der blind im Weissen Haus herumstolpert und nach Auswegen sucht».



Dann legte Supersturm «Sandy» die Ostküste lahm. Dutzende von Menschen starben. Millionen waren und sind ohne Stromversorgung. Noch ist der materielle Schaden unmöglich zu beziffern. Aber dass «Sandy», anders als «Katrina», die Regierung nicht unvorbereitet treffen würde, war bereits klar, bevor der Hurrikan über das Festland fegte. Am vergangenen Dienstag pries Christie die Reaktion des Präsidenten auf die Naturkatastrophe begeistert als «wunderbar», «herausragend» und «grossartig».

Angeblich gibt es bereits Republikaner, die über die Lobpreisungen des Gouverneurs murren. In wenigen Tagen sind Präsidentschaftswahlen. Als Christie von Fox News gefragt wurde, ob Mitt Romney möglicherweise nach New Jersey reisen werde, um sich ein Bild über das Ausmass der Katastrophe zu machen, sagte der Gouverneur: «Ich habe keine Ahnung, und es interessiert mich auch überhaupt nicht. Ich habe in New Jersey Aufgaben, die einiges wichtiger sind als Wahlpolitik. Wenn Sie glauben, dass mich in diesem Moment die Präsidentschaftswahlen auch nur einen Funken kümmern, dann kennen Sie mich nicht.»

Möglicherweise ist er nicht der Einzige. «Sandy» wirbelt noch immer, die Notunterkünfte sind voll, die U-Bahnen stehen still, und die Kommentatoren beider Lager rätseln, ob diese Präsidentschaftswahlen durch die Naturkatastrophe entschieden werden. Und wenn, dann wie? Gewinnt Präsident Obama, weil «Sandy» ihm so viel TV-Auftritte in den Nachrichten zur Hauptsendezeit verschafft, wie seine Wahlspenden nie hätten finanzieren können? Wie tritt Mitt Romney auf in Tagen, in denen jeder nur von «Sandy» redet? Werden in den Swing States Ohio, New Hampshire, North Carolina und vor allem Virginia viele gar nicht an die Urne gehen, weil sie mit den Folgen des Hurrikans beschäftigt sind? Kann man die Ergebnisse der bisherigen Umfragen schlicht vergessen?

Das Rätsel aus Cahors

Von Peter Rüedi



Ich bin ja nicht so der Typ des Vereinsmeiers, und so habe ich auch eher eine Abneigung gegen Weinklubs. Ich lasse mich nun mal ungern an der Hand nehmen und mir mein Glück aufschwätzen. Dies vorausgeschickt, sei hier umgehend die Ausnahme von der Regel gelobt. Sie heisst Divo, was nicht eine anmassende Anspielung auf die Göttlichkeit des Angebots meint, sondern eine Abkürzung: *défence et illustration des vins d'origine*. Der Klub besteht seit 1936 (!), und sein Ziel ist, in der Regel nicht besonders preiswerte, sondern besonders originelle Weine zu vermitteln, aus Nischen, welche eher selten von den Scheinwerfern der Moden bestrichen werden. Für einen exklusiven «Club» ist das Angebot zu gross und der Zutritt zu einfach (auch werden Nichtmitglieder nicht abgewiesen). Für schlappe 25 Franken jährlich ist man dabei, geht keine Kaufverpflichtung ein, erhält zwei- bis dreimal ein gutdokumentiertes Dossier über jeweils ein Weingebiet und auf fast allen Weinen des Katalogs einen Rabatt von 10 Prozent. *C'est tout, et c'est pas mal*.

Das Musterbeispiel für eine Divo-Trouvaille ist der Cahors Château du Cèdre 2009 aus dem September-Angebot: ein klassischer Cahors (im Gegensatz zum «Black Wine», der hier vor Monaten vorgestellt wurde, siehe *Weltwoche* Nr. 20/12). Eine respekteinflössende schwarzbeerige Wucht aus vorwiegend Malbec und ein bisschen Tannat und Merlot, abgründig und doch elegant. Ein Wein, der das Herz nicht auf der Zunge trägt (auch nicht auf meiner). Das heisst, er will entdeckt werden, ist eine schöne Herausforderung. 2009 war ein Bombenjahr, natürlich nicht nur im Bordelais, sondern auch daneben, in der kleinen Appellation im Wasserschloss Aquitaniens. Nur dass sich da die Preise auf einem Niveau bewegen, das sich ein Normalsterblicher für ein tägliches Nahrungsmittel noch leisten mag. Grosse Klasse, zugänglich wie der freundliche Nachbar von nebenan. Auch in einem andren Sinn: Viele Cahors traditioneller Machart verlangen uns mit ihren kantigen Tanninen übermenschliche Geduld ab. Dieser ist zwar rätselhaft, aber auch schon ein schöner Genuss.

Verhaeghe & Fils: Château du Cèdre Cahors 2009. 13% Divo. Fr. 18.90 (Nichtmitglieder Fr. 20.80) www.divo.ch

Dopingkontrolle

Von Andreas Thiel — Die ganze Geschichte ist ein einziger Skandal.

Weltwoche: Doktor Schnell, Sie haben viele berühmte Sportler des Dopings überführt. Die kräftigsten Athleten zittern vor Angst, wenn Sie die Umkleidekabinen betreten.

Arzt: Ja, denn sie haben begriffen, dass ein Sieg heutzutage nur noch so lange ein Sieg bleibt, bis er von Experten aberkannt wird.

Weltwoche: Aber es gibt doch immer wieder Spitzensportler, die gar kein Doping nötig haben.

Arzt: Um nicht dem Dopingverdacht ausgesetzt zu sein, lassen bisher unbehelligte Sportler wie zum Beispiel Roger Federer sogar ihre Gegner gewinnen. Aber darauf fallen wir natürlich nicht herein.

Weltwoche: Wie weit zurück werden Sie jetzt die Sportgeschichte neu aufrollen?

Arzt: Wir gehen zurück bis zum Anfang der Olympischen Spiele vor 4000 Jahren. Um dieses dunkle Kapitel der Geschichte ein für alle Mal und endgültig aufarbeiten zu können, finden bereits auf der halben Welt Ausgrabungen statt.

Weltwoche: Und können Sie schon erste Resultate vorweisen?

Arzt: Unsere Ausgrabungen haben bereits erstaunliche Erkenntnisse zu Tage gefördert, wenn bis jetzt auch nur auf Nebenschauplätzen.

Weltwoche: Zum Beispiel?

Arzt: Ohne Gin und Kautabak hätten die Truppen der Alliierten

die Schlacht bei Waterloo nie gewonnen. Wir werden bei den Verlagen darauf pochen, dass in den Geschichtsbüchern künftig der Sieg dieser Schlacht Napoleon zuerkannt wird.

Weltwoche: Das sind ja bahnbrechende Erkenntnisse.

Arzt: In der Tat. In unseren Laboratorien wird gerade die Geschichte neu geschrieben. Vieles deutet auch darauf hin, dass Hitler die Entscheidungsschlacht um Stalingrad gewonnen hätte, wenn die Russen nicht mittels Unmengen von Wodka die Hemmschwellen gesenkt und die Schmerzgrenzen erhöht hätten. Wir tendieren dazu, den Sieg des Zweiten Weltkriegs den Deutschen zuzugestehen.

Weltwoche: Was hätte das für Folgen?

Arzt: Die Führung ganz Europas inklusive ganz Osteuropas müsste Deutschland zufallen.

Weltwoche: Was haben Sie noch entdeckt?

Arzt: Samson war gedopt. Herkules auch.

Weltwoche: Was ist mit Jesus?

Arzt: Wie er das mit dem Wasser gemacht hat, wissen wir noch nicht.

Weltwoche: Sie meinen das Wunder, als er über das Wasser gegangen ist?

Arzt: Wie über das Wasser gegangen?

Weltwoche: Er ist doch über das Wasser gelaufen.

Arzt: Ach? Ich dachte, er hätte das Wasser in Wein verwandelt. Unsere Labors arbeiten mit Hochdruck an der Aufdeckung dieser mysteriösen Vorgänge.

Weltwoche: Ja, aber dann ist er auch noch zu Fuss über den See gegangen.

Arzt: Tatsächlich? Mein Gott, das wirft uns mit dem Vorhaben, Jesus des Dopings zu überführen, um Jahrzehnte zurück.

Weltwoche: Um Jahrhunderte. Ist es denn überhaupt möglich, Genaueres über einen Menschen zu sagen, der vor 2000 Jahren gestorben ist?

Arzt: Wenn wenigstens noch sterbliche Überreste vorhanden wären, damit wir eine DNA-Analyse vornehmen könnten.

Weltwoche: Hat der Vatikan keine sterblichen Überreste mehr von ihm?

Arzt: Wenn man sämtliche Reliquien, welche Jesus zugeschrieben werden, aus den diversen Klöstern der Welt zusammentragen würde und die Knochen wieder zusammensetzte, ergäben sich daraus die Skelette von 35 Menschen, zwölf Schimpansen, acht Ochsen, einem Hamster, vier Elefanten, 38 Zebras und 200 Giraffen.

Weltwoche: Wieso 200 Giraffen?

Arzt: In Afrika dauert der Reliquienhandel bis heute an. Und christianisierte Naturvölker glauben oft, dass der Erlöser besonders gross gewesen sein muss.

Weltwoche: Und der Hamster?

Arzt: Der wird verehrt von einem christianisierten Pygmäenstamm.

Weltwoche: War Mohammed gedopt?

Arzt: Wieso? Was hat der für Leistungen vollbracht?

Weltwoche: Hat er kein Wunder vollbracht?

Arzt: Wenn Sie das blaue Wunder meinen, welches die Truppen der Nato gerade im Nahen Osten erleben...

Weltwoche: Stimmt es, dass Barack Obama der Friedensnobelpreis aberkannt wird?

Arzt: Das kommt ganz auf den Ausgang der Wahlen an.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Zurzeit tritt er mit seinem neuen Programm «Politsatire 4» im Zürcher Theater am Hechtplatz auf.

Die Besten

Brumm, Schädel, brumm

Von Jürg Zbinden

1 — Mancher Wodka besticht durch eine kreative Flasche, enttäuscht aber im Geschmack. Andere schmecken exzellent, dafür ist die Verpackung unspektakulär. Der dank hervorragender Reinheit und ebensolchem Geschmack mit Doppel-Gold ausgezeichnete «Crystal Head Wodka», ein Premium-Wodka, ist seit einigen Monaten auch in der Schweiz verfügbar, wo er reissenden Absatz findet. Der natürlich reine Wodka wird aus ausgewählten Getreidesorten und dem klaren Wasser eines tiefen Gletschensees auf Neufundland hergestellt. Zudem ist er vierfach destilliert und durch Herkimer-Diamanten gefiltert. Den Schädel mit dem hochprozentigen Inhalt gibt es ab Fr. 73,50 für 75 cl oder ab Fr. 189.– für 175 cl (Magnumflasche) in der Spirituosenabteilung von Jelmoli sowie bei Exclusive Bottle, Fraumünsterstr. 25 in Zürich. Aus dem Longdrinkglas in diversen Zürcher Trendbars.

2 — Es gibt solche Fahnen und solche. Parfüm enthält zwar auch Alkohol, doch strafbar ist eine Parfümfahne nicht, solange man den Duft nicht oral einnimmt. «Police to be» für den entschlossenen Abstinenzler (die Damenversion ist rosa) ist würzig, fruchtig und holzig, die Kollektion enthält auch ein Body-Shampoo, ein Aftershave und einen Deo-Stick sowie ein Eau de Toilette in drei Grössen: 40 ml kosten Fr. 28.–, 75 ml Fr. 40.–, 125 ml kosten Fr. 53.–. Im gut sortierten Parfümeriefachhandel.

3 — Sondereditionen haben bei Grand Marnier Tradition. Die früheste geht ins Jahr 1927 zurück, als Louis-Alexandre Lapostolle zum hundertjährigen Bestehen seines Likörs beschloss, die Grand-Marnier-Flasche von Handwerkern mit einer roten Kordel – dem *cordon rouge* – dekorieren zu lassen. Zur Weihnachtszeit 2003, fast hundert Jahre später, wurde erstmals eine limitierte Auflage produziert. Sie trug den Namen «pictogramme» und war ein Riesenerfolg. Die zehnte limitierte Weihnachtsedition ist eine Hommage an die Stadt Paris, die Wiege von Grand Marnier. Sie heisst «Paris Limited Edition» und zeigt sich in Nachtblau mit goldenem Zierstreifen, geschmückt mit Sehenswürdigkeiten der Seine-Metropole. Zudem rieselt ein Sternenregen über die Szenerie. Der empfohlene Verkaufspreis beträgt Fr. 36.–. Ab sofort im Fachhandel zu kaufen.

Weltwoche Nr. 44.12

1



2



3



13.90

**Südtirol Lagrein DOC
Grieser Baron C. Eyrl, 75 cl**

Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter www.coopathome.ch

Für kraftvollen Weingenuss aus dem Südtirol.

Dieser Wein aus dem sonnigen Südtirol erstaunt mit seinem dichten Kirschrot, das beinahe schwarz erscheint. In der Nase verströmt er ein vielschichtiges, edles Bouquet mit Holunderaromen und einer feinen Würzigkeit. Im Gaumen präsentiert er sich kraftvoll und füllig mit robustem Körperbau und intensiver Beerigkeit. Die Früchtsüsse ist sehr schön und weich mit einer guten Länge. Ein vielseitiger Wein mit einem ausgezeichneten Preis-Genuss-Verhältnis. Passt perfekt zu Braten, Grilladen, Pasta, Saucengerichten und rezentem Käse.

**Für jeden Anlass den
passenden Wein.**

coop

Für mich und dich.

**Jetzt
am Kiosk**

KSB

MEHR STARS. MEHR SCHWEIZ.

**SCHWEIZER
ILLUSTRIERTE**



Auto

Von schnellen Wagen

Sportlichkeit ist vor allem eine Frage der inneren Einstellung. Das beweist die Fahrt im Seat Ibiza Kombi. Von David Schnapp

Manche Autos sieht man öfter auf der Überholspur, als man es aufgrund ihrer Motorenleistung vermuten würde. Dazu zählen hin und wieder Modelle von Seat. Dafür gibt es keine staatlich geprüften Statistiken, das ist eine unglaublich subjektive Beobachtung. «Die meinen halt, sie hätten schnelle Autos», sagte ein befreundeter Journalist, als ich mit ihm diese Frage erörterte. Um herauszufinden, woran es liegen könnte, testete ich den neuen Seat Ibiza Kombi.

Ein Auto, das Ibiza heisst, ist schon mal eine gute Sache, obwohl mir die spanische Insel nur

aus Erzählungen von Leuten bekannt ist, die schon dort waren. Tatsächlich sah mein Test-Ibiza hübsch aus in der Farbe «Speed blue», die ich als erstes Zeichen weiterentwickelter Sportlichkeit deutete. Das Design des Wagens ist gefällig, die Linien sind klar und gut gezogen. Von vorne wirkt das Auto dynamisch, die Scheinwerfer mit den LED-Tagfahrleuchten blicken angriffig in die Welt.

Der Innenraum präsentiert sich funktional und aufgeräumt, wenn auch die grosszügigen Kunststoff- und Hartplastikflächen nicht gerade endlose Eleganz ausstrahlen. Auffallend ist das Lenkrad, das unten abgeflacht ist – ganz im Stile sehr sportlicher Autos. Gut gefallen haben mir die geschickt verteilten Ablage- und Staufächer, zum Beispiel in der Kofferraumabdeckung.

Deutschlands beliebtester Motor

Der Testwagen war ausgerüstet mit dem stärksten verfügbaren Benzinmotor für den Ibiza, dem bekannten 1,4-Liter-TSI-Aggregat mit vier Zylindern, das Volkswagen schon über zwei Millionen Mal verkauft hat und das

deshalb ruhig mal den inoffiziellen Titel als «beliebtester Motor Deutschlands» verliehen bekommen dürfte. Im Norm-Durchschnitt sollen 5,9 Liter Benzin auf 100 Liter verbraucht werden, in der Test-Praxis waren es am Ende etwas über 7 Liter, was aber immer noch in Ordnung geht.

Der Ibiza erwies sich als angenehmes Auto mit durchaus sportlichen Momenten. Das 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, ein weiterer Bestseller aus dem Hause Volkswagen, schaltet schnell und effektiv. Selbst wenn man den Wagen bis auf 212 km/h beschleunigen könnte, ich geriet nicht in Versuchung, dies zu tun. Der Motor mit Turboaufladung hat zwar genug Kraft für alle Alltagsaufgaben – und sogar noch etwas mehr –, aber wenn es schnell wird, wird es auch laut, und das Fahrwerk ist für einen kompakten, alltagstauglichen Kombi sehr straff ausgelegt.

Am liebsten gondelte ich mit dem Seat gemütlich über die Autobahn, das Schiebedach geöffnet, um das Ibiza-Feeling in mir wachsen zu lassen. Oder der Seat musste bei den Wochenend-Besorgungen behilflich sein. Das führt zum Fazit, dass die beste Rolle des Ibiza Kombi nicht jene des stierblütigen Sportlers ist, sondern vielmehr jene der dynamischen Familienkutsche. Wenn er jetzt noch ein besser klingendes Soundsystem hätte, wäre er dafür perfekt.

Seat Ibiza ST FR

Leistung: 150 PS, Hubraum: 1400 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 212 km/h
Preis: Fr. 29 750.–, Testwagen Fr. 32 310.–



Wer sucht, der findet

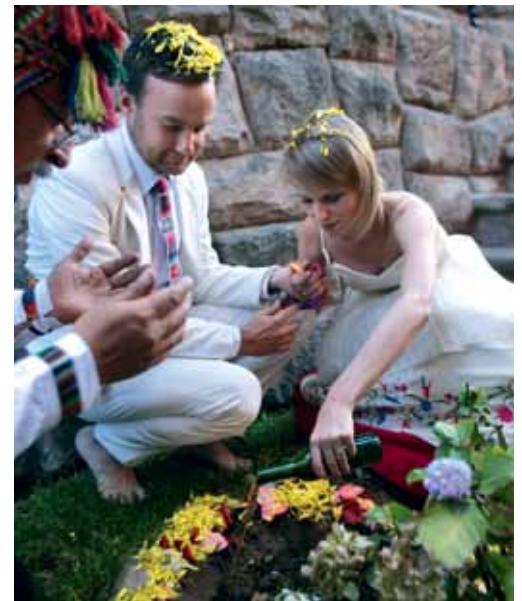
Die Kauffrau Lisa Grant, 30, und der Automechaniker Alex Pelling, 32, haben auf der Suche nach dem idealen Hochzeitsritual bereits 26-mal ja gesagt.

Lisa: Wir verlobten uns vor einem Jahr. Ich kaufte ein cremefarbenes langes Kleid und Alex einen grauen Anzug. Danach begann die Suche nach einer geeigneten Location für ein baldiges Hochzeitsfest. Wir führten einen Probelauf mit einer Zeremonie durch: Die entsprechende Fotografie zeigt uns in Manchester vor einem Backsteingebäude. Wir stehen in einem Blütenblätterregen, aber es war weder aufregend noch romantisch. Wir wollten mehr, und so entstand die Idee einer Auszeit der speziellen Art.

Alex: Also verkaufte ich meine Autowerkstatt, begann unseren alten Campingwagen «Peggy» auf Vordermann zu bringen und so auszustatten, dass wir darin leben und schlafen können. Ersatzteile und Hochzeitsgarderobe packten wir in einen Koffer. Nun bereisen wir seit zwei Jahren die Welt. Weder schöne Strände noch historische Sehenswürdigkeiten sind Kriterien, um einen Zwischenhalt einzulegen. Jene Länder oder Ortschaften, in denen interessante Hochzeitsrituale stattfinden, sind unsere Traumdestinationen.

Lisa: Wir starteten in Kanada und landeten in Hawaii, reisten die Westküste Amerikas entlang nach Mexiko, sahen ganz Südamerika und legten so mit «Peggy» über 60 000 Kilometer zurück. Nach den USA wollen wir Afrika, Indien und Australien bereisen. Mein weißes Kleid trug ich bereits zigmal, aber auch einen Poncho, Blumenketten, Indianerfedern und ein Dracula-Kostüm. Wir heirateten am Strand, unter Wasser, in einem Swimmingpool, auf einem Blumenmarkt und auf einem Pferderücken. In Panama feierten wir mit einem Eingeborenenstamm, während der Zeremonie waren wir oben ohne, zuvor wurden wir mit traditionellen Tätowierungen bemalt.

Alex: Es gibt Hunderte von lokalen Hochzeitsbräuchen in der ganzen Welt, die wenig bekannt sind. Fast immer zeigen sie die Werte des Landes in Bezug auf die Familie, die Erde, aber auch gegenüber den Tieren. Nur ein einziges Mal wurden wir zurückgewiesen, weil wir einer anderen Religion angehören als die



«Nur glücklich»: heiraten in Manchester, Hollywood, Peru und Mexiko (im Uhrzeigersinn).

Bevölkerung, ansonsten nahmen uns die Leute mit offenen Armen auf, halfen uns bei der Organisation und feierten mit. Aber auch Missgeschicke passierten auf unserer Reise. In Honduras besuchten Tausende von Bananenspinnen unsere Party, in Mexiko blieben wir auf dem Weg zur Feier mit unserem Camper auf einer Bergstrasse stecken und mussten drei Stunden auf Hilfe warten. In Honduras gab es bei der Einreise Probleme, Beamte nahmen mich mit, die Verhandlungen dauerten stundenlang. Lisa meinte, ich sei gekidnappt worden.

Lisa: Die bisher schönste, weil intensivste Hochzeitsfeier fand in Peru statt – barfuß. Zuvor benötigten wir zwölf Stunden, um eine Strecke von hundert Kilometern zurückzulegen. Wir wurden mit einer Zeremonie entschädigt, die ein Schamane mit Ölen, Blüten und Räucherwerk durchführte.

Alex: Wir verbringen sieben Tage pro Woche vierundzwanzig Stunden pro Tag miteinander,

und der Grossteil des Alltags spielt sich auf wenigen Quadratmetern ab. Trotzdem frühstücken wir jeden Morgen gemeinsam in unserem engen Bett und sind einfach nur glücklich. Auch das Budget ist in der Zwischenzeit knapp geworden, wir kaufen Lebensmittel auf lokalen Märkten, und alle paar Tage fragen wir in einem Hotel an, ob wir gegen Bezahlung ein Bad oder eine Dusche nehmen dürfen. Dafür konnten wir uns eine Heirat in New York leisten, an einer Modenschau für luxuriöse Brautkleider teilnehmen, und als weitere Highlights sind eine Voodoo-Heirat und eine Zeremonie in Tahiti geplant.

Lisa: In der Zwischenzeit gaben wir uns bereits 26-mal das Ja-Wort, sind aber immer noch auf der Suche nach der perfekten Zeremonie, mit der wir den Bund fürs Leben offiziell schließen wollen. Spätestens in einem Jahr wollen wir definitiv in den Hafen der Ehe einlaufen.

Protokoll: Franziska K. Müller



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Wahre Schönheit währt ewig.



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Twenty-4® Stahl Ref. 4910/10A, Ring in Weißgold.